

Buchbesprechungen

OZAKI, TOHRU: Keilschrifttexte aus japanischen Sammlungen. (= Santag 7). Wiesbaden: Harrassowitz, 2002. 196 S., davon 46 S. Tafeln. 17 × 24 cm. ISBN 3-447-04579-5. Preis: € 68,00.

Tohru Ozaki (Gomi) veröffentlicht in diesem Buch 203 Keilschrifttexte aus 16 öffentlichen und privaten japanischen Sammlungen. Dem Charakter solcher kleinen Sammlungen entsprechend handelt es sich in der Mehrzahl um Urkunden, vor allem der Ur III-Zeit, und einige Königsinschriften (meist Gudea, Šin-kāšid, Nebukadnezar). Mindestens 22 Texte wurden schon publiziert, meist von Gomi selbst, manche von L. Delaporte in RA 8 (1991); s. S. 30, dazu noch 116 = RA 8, 189 Nr. 8 (Vögel) und die beiden von M. Yoshikawa, ASJ 6 (1984) 121–131 in Kopie, Foto und gründlicher Bearbeitung gebotenen Briefe 93 (Ur III) = M. Yoshikawa, ASJ 6, 124f. und 129 Nr. 3 (Umschrift in Santag 7 entsprechend zu korrigieren; Z. 4 3.0.0 ^{GAN₂} duru₅ wie Ozaki) und 166 (sargon.) = ASJ 6, 125f. und 130f. Nr. 4 = B. Kienast/K. Volk, FAOS 19 (1995) 100f.: Gir 25 (demnach Vs. 9: ugula gú-tar-lá; Rs. 9f. é-éš-ka, [...] -éš). Ozaki (Gomi) bietet Umschriften (S. 33–80 = 48 S.) und von 196 Texten Kopien (46 S.), eine chronologische und thematische Liste, sowie einen ausführlichen Index (S. 83–148 = 66 S.). Dieser in vielen Publikationen erprobte Aufbau verspricht eine solide Arbeit. Doch zeigt die Lektüre der Urkunden, dass nicht alle Umschriften fehlerfrei sind, was dann auch die Indizes beeinflusst. Leider sind die Kopien von unterschiedlicher Qualität, so dass danach die fehlerhaften Umschriften nicht immer korrigiert werden können (etwa bei 93). Das ist bei Urkunden aus kleinen Sammlungen besonders unangenehm, weil man hier kaum je die Möglichkeit haben wird, die Urkunden zu kollationieren. Der Index zitiert ausführlich die Belegstellen, allerdings sind Adjektive und andere Attribute ohne jeden Querverweis nur beim regierenden Nomen angeführt; in anderen Fällen (z.B. Berufe) ersetzt der Verweis auf den Namen die Belegstelle.

Die chronologische Klassifikation ist nicht immer zutreffend. Von den „altsumerischen“ Texten sind 1 (wahrscheinlich nach Tafelformat) und 5 (mit Datum „16 mu“ in Kopie und S. 15, aber „6 mu“ in der Umschrift) sargonisch; 61 ist aus Ebla. Sargonisch (statt Ur III) sind mindestens auch 36(?), 37, 52 und 166. 49 und 89 sind altbabylonische Schullinsen (so S. 23, nach S. 17 als Ur III); 49 ist Silbenalphabet A 106–109 (lies Z.3 a–ba).

Einzelbemerkungen: 31, das Fragment einer großen Sammeltafel, führt Ausgaben von Lebensmitteln und Gefäßen auf, darunter Opfer an den Monatsfeiertagen für Amar-Suena (v', cf. vi'), für Enlil und Duku in Nippur (v'). Bei den Opfern an Utu (vi') ist als Überbringerin (ĝiri) eine Frau (Gemeparasiga) tätig, und schließlich gibt es „Riten (im) Palast (in) Tummal“ (ix' 3), also dem Kultort Ninlils; es folgt der königliche Kahn, der hier vielleicht für die Kultfahrt des Königs nach Tummal eingesetzt wird (ix'). Der nächste Eintrag ist besonders interessant: níĝ-dab₅ é puzur₄-i₅-ša-la-aš „Übernahme für Bit-Puzriš-Šālaš“ (ix' 16'). Der Ortsname (Bit)-Puzriš-Šālaš ist bisher nur in zwei Umma-Texten bezeugt, in beiden Texten geht es um Mehlkörbe als „Übernahme“ (níĝ-dab₅)

dieses Ortes (UTI 4 2928, AS 9; *puzur₄-iṣ-la-aš* UTI 3 2540, ŠS 3). Der Name (Bit)-Puzriš-Šālaš ist sicher neben (Bit)-Puzriš-Dagān zu stellen, das von Šulgi neu organisierte königliche Verwaltungszentrum. Aufgrund des Tummal-Kontexts in Santag 7 31 möchte man dann annehmen, dass Bit-Puzriš-Šālaš die Güter der Königin verwaltete. Der Name gibt dafür einen weiteren Hinweis, denn Šālaš ist die Gemahlin von Dagān; in diesem Ortsnamen-Paar liegt der früheste Beleg für dieses Götterpaar in Babylonien vor (zu Šālaš s. D. Schwemer, *Wettergottgestalten* [Wiesbaden 1999] 403–410, 403 Anm. 3400 zu den beiden Umma-Belegen). Wie man sich die Administration der Güter von königlichen Frauen vorzustellen hat, das zeigt für die Ur III-Zeit das Šulgi-simtum-Archiv der Gemahlin Šulgis.

37 (sargonisch) ist nach demselben Muster wie 3 aufgebaut; der Text ist deshalb zu lesen (Z.3 ff.): [šà?] é-gal / [i]-ba-šè / [x^{šè}]ù-suh₅ gal [iṣ]-dè / [GAL?].UN / i-ba-šè. – 40 und 42 über Holzgegenstände wohl Fragmente derselben Tafel. – 61: ein Ebla-Text; s. Rez., NABU 2003/72. – 63: Liste von Maßgefäßen aus ḡeš-ab-ba- und mēš-Holz zu 1, 1/2, 1/3, 1/6 und 1/12 Liter. – 126: Die Urkunde handelt – nach der Kopie zu schließen – wohl doch von „Sicheln“ (^{URUDA}gur₁₀) und nicht „Nägeln“ (^{URUDA}gag^u). – 129: Rationenempfänger, den Tempeln von Girsu zugeordnet; Rs. 3, Umschrift „im-e ba-lá? / z[i?]-r^udu“, ist vielleicht zu verstehen als: im ^rtu₉-ba-^rbi^u / ^rge-né-dè/dam^u „diese Tafel über Stoffrationen ist zu bestätigen“. Rs. 4 lú tu₉-ba-me (statt zi-ba)? – 195: Die altsumerische Urkunde führt Nahrungsmittel auf. Z. 1–5 ist bei den Broten (Zahlen in Kopie anders als in Umschrift) statt „nim^u“ wohl immer 1 sila zu lesen; es handelt sich also um Brote zu je 1 Liter. Z. 6–Rs. 2 werden „Bündel“ von Knoblauch, Zwiebeln und Gewürzen angeführt. Das Wort für „Bündel“, sa, ist hier mit einem wie šū+sa aussehendem Zeichen geschrieben (Umschrift „šū sa“). Deshalb ist dasselbe Zeichen „šū+sa“ auch in Tall Baydar sa zu lesen (s. Subartu 2, 57: X₁₁ mit Anm. 16, Subartu 12, 129). Rs. 5 folgt 1 šáh^u al-šum-ma „geschlachtetes Schwein“ (nicht šáh^u „máh^u sum“-ma).

Tohru Ozaki (Gomi) verdient großen Dank für den Aufwand, Texte in zahlreichen kleinen Sammlungen kopiert und in einem Band zusammen publiziert zu haben. Etwas mehr Sorgfalt hätten einige Texte und die Indizes aber durchaus verdient.

WALTHER SALLABERGER – München

FELIU, LLUÍS: *The God Dagān in Bronze Age Syria*. Translated by Wilfried G. E. Watson. Leiden/Boston: Brill, 2003. 356 Seiten. 17 × 24 cm ISBN 9-004-13158-2. Preis: € 102,00.

Der Gott Dagān galt insbesondere im Mittleren Euphrattal als Herr der Götter und Göttervater, nahm also eine dem babylonischen Enlil vergleichbare Position im Pantheon ein. Trotz seiner hervorragenden Bedeutung im obermesopotamisch-syrischen Raum blieb H. Schmökels Dagān-Monographie aus dem Jahr 1928, die dem über Jahre maßgeblichen Artikel „Dagān“ im RIA zugrundelag (Bd. 2, 1938), lange unersetzt – nicht zuletzt, weil die babylonisch-assyrischen Quellen nur sehr begrenzt Auskunft über Kult und Profil des Gottes geben können. Die Quellenlage hat sich inzwischen durch die Textfunde in Ebla, Mari, Emar und Ugarit dramatisch gewandelt, ohne daß die zu Gebote stehenden Quellen so zahlreich wären, daß die Fragestellung nicht binnen einiger Jahre zu bewälti-

gen gewesen wäre, zumal die grundlegende Aufarbeitung der einschlägigen Keilschrifttexte erfreulich rasch erfolgte. Es kann deshalb nicht überraschen, daß der Gott Dagān nun Gegenstand zweier Dissertationen wurde, die offenbar in etwa gleichzeitig und unabhängig voneinander erarbeitet wurden. B. L. Crowell hat in JANER 1 (2001) 32–83 eine ausführliche Diskussion der mit Dagān verbundenen Probleme gegeben; wenig später erschien die hier zu besprechende Monographie, die in den meisten Punkten zu ähnlichen Ergebnissen gelangt, aber das zugrundeliegende Quellenmaterial weiter ausbreiten kann.¹

Feliu umfassende Studie, die W. G. E. Watson dankenswerter Weise ins Englische übersetzt hat,² wird gewiß gemeinsam mit Crowells Untersuchung das Standardnachschlagewerk zum Gott Dagān werden. Der Titel des Buches deutet sogleich eine gewisse Beschränkung an, die sich der Autor auferlegt hat. Dargestellt wird im Detail das für den syrisch-obermesopotamischen Raum relevante Material von der Periode der Ebla-Archive bis in das späte zweite Jahrtausend. Spätere Entwicklungen bleiben ebenso wie die Verehrung des Dagān in Babylonien und Assyrien Randbemerkungen vorbehalten; gerade zur Rolle Dagāns in der assyrischen Religion hätte man sich jedoch eine etwas eingehendere Diskussion gewünscht. Die Beziehung Dagāns zu 'Ilu, Kumarbi und Enlil werden zwar ausführlich diskutiert (S. 295 ff.); eine eigentliche Aufarbeitung des für diese Götter relevanten Materials fehlt aber, wobei man zugestehen muß, daß eine derartige Ausweitung der Thematik im Rahmen einer Dissertation von vorneherein problematisch gewesen wäre (so wünschenswert eine übergreifende Monographie zu den ‚Göttervätern‘ des Alten Orients nach meinem Dafürhalten auch wäre). Das Buch ist übersichtlich nach Epochen gegliedert, die relevanten Textquellen werden in aller Regel in Umschrift und Übersetzung ausführlich zitiert, was die Lektüre ausgesprochen erleichtert; auch das onomastische Material findet gebührend Berücksichtigung und wird mit allen Nachweisen in den jeweiligen Kapiteln dargeboten. Mancher Kollege schätzt diese Art von altorientalistischer ‚Listwissenschaft‘ nicht, doch wie dem Verf. scheint auch mir die vollständige Dokumentation in einem so unübersichtlichen Fach wie der Assyriologie immer noch essentiell. Der nach der Einleitung als „chapter two“ gezählte erste Hauptteil des Buches widmet sich den präargonischen Quellen und diskutiert v.a. die bekannte Problematik der Schreibung ^dBE; Feliu schließt sich gewiß zu Recht jenen an, die dafür argumentieren, daß diese Schreibung nicht für einen einzigen Gott steht (etwa Dagān oder einen Wettergott), sondern jeweils verschiedene als „Herr (von ...)“ bezeichnete Götter meinen kann, darunter auch Dagān (etwa als „Herr von Tuttul“). Der folgende Abschnitt widmet sich den weniger zahlreichen Quellen für das spätere dritte Jahrtausend; der Verf. betont, daß die Verbindung von Dagān mit Išḫara in Ur III-zeitlichen Texten nicht auf eine genuine Verbindung zwischen beiden Gottheiten zurückgeht, sondern nur in Babylonien als Zusammenstellung zweier syrischer Gottheiten begegnet. Den wesentlichen Teil der Studie bilden aber die folgenden Kapitel, die das reiche Quellenmaterial für das zweite Jahrtausend vor allem auf Basis der Texte aus Mari und Emar kompetent und detailliert darstel-

¹ Es ist bedauerlich, daß Crowells Studie von Feliu offensichtlich nur noch rasch der Bibliographie beigelegt werden konnte, ohne eigentlich berücksichtigt zu werden. Ein ähnliches Schicksal wurde der ebenfalls nach dem Abschluß von Feliu Dissertation (2000) publizierten Wettergott-Monographie des Rez. zuteil.

² Das Buch ist in seiner englischen Fassung jedoch nur unzureichend Korrektur gelesen worden – ein Umstand, der den Herausgebern der Reihe und dem Lektorat des Verlags hätte auffallen müssen.

len. Ein anschließendes Kapitel faßt das Profil des Gottes und sein Verhältnis zu anderen Göttern desselben oder ähnlichen Profils zusammen. Man wird Felú sicherlich darin zustimmen, daß Dagāns Profil wesentlich durch seine Rolle als Göttervater und Götterherr definiert ist. Versuche, Dagān aufgrund zweifelhafter Etymologien seines Namens etwa als „Wettergott“ zu charakterisieren, weist er zu Recht zurück, wie dies inzwischen die meisten Gelehrten tun (s. etwa J. F. Healeys Art. „Dagon“ in DDD², 216ff.); der Name „Dagān“ sei keiner bekannten altorientalischen Sprache zuweisbar, sondern gehe auf ein den bezeugten Sprachen vorausliegendes Substrat zurück. Auch ein möglicher Zusammenhang mit westsemitisch **daganu* „Getreide“ wird zurückgewiesen, auch wenn eine sekundäre Assoziation Dagāns mit diesem Wort auch schon vor Philo Byblios nicht auszuschließen sei (so nun auch A. Archi, OrNS 73 [2004] 319–336). Mir scheint dieser Schluß voreilig zu sein. Die Annahme, der Name eines vor allem am Mittleren Euphrat verehrten Gottes habe eine westsemitische Etymologie, ist zunächst nicht unwahrscheinlich. Der mit Dagān gleichgesetzte hurritische Göttervater Kumarbi wird im spätbronzezeitlichen Anatolien sicherlich auch als Getreidegott betrachtet (Schreibungen ^dNISABA und Gleichsetzung mit Ḫalki, hieroglyphische Schreibung mit der Ähre in Yazılıkaya), ein Umstand, der gewiß nordsyrische Traditionen reflektiert. Ob Kumarbi ursprünglich als Getreidegott betrachtet wurde, wissen wir nicht. Sicher ist, daß Kumarbi seit der altbabylonischen Zeit mit Dagān gleichgesetzt wurde und daß der Name des Dagān homonym mit dem westsemitischen Getreidewort **daganu* war. Die Annahme, daß Kumarbis Charakterisierung als Getreidegott auf die Kontamination mit Dagān zurückzuführen ist, dessen Name als „Getreide“ gedeutet wurde, erscheint derzeit jedoch am plausibelsten (so auch A. Archi, loc. cit., der die Deutung von Dagān als „Getreide“ jedoch als sekundäre Volksetymologie betrachtet). Tatsächlich läßt sich den Quellen nirgends entnehmen, daß Dagān in besonderer Weise für das Getreide zuständig wäre. Doch wissen wir überhaupt recht wenig über das Handlungsprofil des Gottes, das ja keineswegs auf den (zugegebenermaßen zentralen) Aspekt des Göttervaters und -herrn beschränkt gewesen sein muß; eigentliche Dagān-Mythen sind bislang nicht bezeugt. Ein Blick auf den babylonischen Enlil, den man zunächst auch nicht mit dem Getreide assoziieren würde, zeigt, daß Kumarbi nicht der einzige Göttervater ist, den man mit dem Wachstum des Getreides verband. Der Mythos „Enlil und Ninlil“ endet mit einer kurzen Doxologie, die Enlil als Herrn schlechthin preist, insbesondere aber darauf Bezug nimmt, daß Enlil Getreide und Flachs wachsen lasse. Hierin liegt wahrscheinlich einer der Hauptbedeutungsgehalte des Mythos: Enlil verkehrt mit Ninlil, der Tochter der Getreidegöttin Nunbaršegunu, der Mythos feiert seine allmächtige Zeugungskraft. Gezeugt aber werden neben dem Mondgott zwei unterirdische Götter und ein Kanalgot. Unterirdische Götter werden in der babylonischen Literatur öfter in Beziehung zum Pflanzenwuchs gesetzt, Enbilulu ist sowieso hauptsächlich für die Förderung der Vegetation im Bewässerungsanbau zuständig. So zeugt Enlil nicht nur Götter, sondern garantiert auch den reichen Ernteertrag. Auch im Mythos von „Enlil und Sud“ wird Enlils Verbindung mit einer Göttin vor allem mit der Fruchtbarkeit der Feldfrucht assoziiert. Denn Enlils zukünftige Gemahlin ist die Göttin Sud, ihrerseits die Stadtgöttin von Šuruppak. Im Mythos aber tritt sie als Kind der Getreidegöttin Nisaba und deren Gemahl Ḫaya auf, auch er ein Schreiber- und Getreidegott. Sud wird am Ende des Mythos als Ezina-Ašnan, das vergöttlichte Getreide, gepriesen; Nisaba selbst gilt sonst nicht als Schwiegermutter des Enlil, sondern als sein ältestes Kind; auch darin artikuliert sich die enge Verbindung Enlils zum Getreide. Es liegt mir fern, diese Züge im Handlungsprofil des Enlil unmittelbar auf den mit ihm gleichgesetzten Dagān zu übertragen. Doch der Fall des Enlil scheint mir klar zu zeigen, daß Göttervätern durchaus Züge eines Getreidegottes zukommen können, ohne daß dies außer-

halb der mythologischen Texte bezeugt wäre. Für Dagān fehlen solche Texte; seine Assoziation mit **daganu* Getreide ist für die Spätbronzezeit sicher nachgewiesen, eine (west)semitische Etymologie seines Namens ist historisch nicht unwahrscheinlich: vielleicht lagen Philo und wohl auch die spätbronzezeitlichen „Theologen“ doch nicht so verkehrt.

In einem anderen zentralen Punkt möchte der Rez. vorsichtiger bleiben: Obwohl „there is ... no explicit reference to a filiation“ (S. 293), möchte Feliu das Vater–Sohn-Verhältnis zwischen Dagān und dem Wettergott auch für die altbabylonische Zeit voraussetzen und sieht darin sogar ein mögliches Muster für die, in diesem Falle sekundäre, Filiation Kumarbi – Teššub in der hurritischen Mythologie (s. auch L. Feliu, *AuOr.* 21 [2003] 297, 299). Doch darüber, wie am Mittleren Euphrat das Verhältnis zwischen Dagān und Addu beschrieben wurde, schweigen die Quellen. Dagān galt als Göttervater schlechthin. In den späteren ugaritischen Mythen trägt der Wettergott Baʿlu das erstarrte Epitheton „Dagān-Sohn“, das wohl ältere, uns anderweitig nicht bezeugte nordsyrische Traditionen bewahrt, da auf der Handlungsebene der Mythen der mit Dagān verschmolzene ʾIlu als Vater des Baʿlu gilt. Tatsächlich stellt die Generationenfolge Kumarbi – Teššub in der hurritischen Mythologie eine unmittelbare Parallele zum Befund der ugaritischen Mythen dar, da Kumarbi seinerseits in Obermesopotamien und am Mittleren Euphrat mit Dagān gleichgesetzt wurde. Ob die damit indirekt implizierte Filiation Dagān–Addu aber schon vor der in spätaltbabylonischer Zeit einsetzenden „Hurritisierung“ Obermesopotamiens vorausgesetzt werden kann, bleibt fraglich. Explizite Auskunft über die Filiation des Addu im altbabylonischen Mari und im syrisch-obermesopotamischen Raum überhaupt geben nur einige wenige Siegelinschriften, die in Übereinstimmung mit der zur altbabylonischen Zeit in Babylonien bereits dominanten Tradition den Gott Anu als Vater des Addu nennen. Da Siegelinschriften stark formalisiert sind, sind diese Belege natürlich wenig belastbar; sie zeigen aber, daß wir schon früh zumindest mit einer Vielfalt von Traditionen rechnen müssen, wie sie sich ja auch in der hurritischen Literatur spiegelt.

Diese wenigen kritischen Anmerkungen sollen aber den Dank an den Verf., der einen wichtigen Beitrag zur altorientalischen Religionsgeschichte vorgelegt hat, in keiner Weise schmälern.

DANIEL SCHWEMER – London

KAREN RADNER: Die Macht des Namens: Altorientalische Strategien zur Selbsterhaltung. Santag 8. Wiesbaden: Harrassowitz, 2005. X, 341 S. 30 × 21,5 cm. ISBN 3-447-05328-3. Preis: € 98,00.

Enūma eliš lā nabū šamāmū, šapliš ammatu šuma lā zakrat.

On the basis of verses like this incipit of the Babylonian Creation Myth, Assyriologists have long known that the name parallels existence in ancient Mesopotamia, but never before this interesting book was the subject so well investigated. Karen Radner takes us on a whirlwind tour through varied sources from the early Dynastic to Seleucid periods – royal inscriptions, letters, wisdom texts, omens, literary compositions, and economic records – to show how the Mesopotamians wanted to preserve their name, thereby reserving a place in history for themselves. She discusses who and what (canals, animals, etc.) had a

name, what a name could mean, and how and why it could be chosen. But more important to her is how names were preserved, how people took care of monuments inscribed with names, and conversely how they destroyed names or faked them. The work shows a high level of philological expertise and a strong command of the secondary literature. The book does not hide its origin as a *Habilitationsschrift* and can be difficult to access for non-Assyriologists. I urge the author not to abandon the subject but to write a summary article detailing her insights so that others can read them. The Mesopotamians' attitude towards names was a crucial element in their vision of the world and it was different from what we find in other ancient cultures, including in Egypt with which Mesopotamia is often lumped together by non-specialists. The exact nature of Mesopotamian thinking in this respect should be made clear to a wide audience.

My remarks here are not intended as a criticism of the book, but represent some of the thoughts that occurred to me while reading it. If the preservation of the name is one of the greatest preoccupations of the Ancient Mesopotamians, records such as the Assyrian royal war accounts present a paradox. Whenever the victorious Assyrian king lists the names of his defeated enemies he preserves their memory. It is quite remarkable how the names of opponents are given precedence over those of people who assist the king. In Sargon's Eighth campaign account, for example, before the tablet's subscript only one Assyrian is mentioned besides the king: Sin-aḫ-ušur, Sargon's brother appears once as leading the royal bodyguard. For the rest, the account names one foreign ally and numerous opponents. Rusa of Urartu appears several times, but the largest number of named people consists of local rulers from the Zagros Mountains whom Sargon subdued, about 30 of them named only once. Sargon preserved each of these men's memories and they receive as much, if not more, attention as Sargon's brother and his supporters.

Radner touches upon this paradox (pp. 154–5) and cautiously suggests we can only speculate on its implications “for want of pertinent sources.” Elsewhere in the book she discusses a particular example of this problem. In the representation of Assurbanipal's battle at Til-tuba against Elam, the enemy Urtakku appears with an epigraph that identifies him and states that he implored to be beheaded. Paradoxically thus the opponent is honored while the Assyrian soldier who beheads him remains anonymous. According to Radner this shows that Urtakku wanted to die an honorable death and that he understood the Assyrian idea of heroism. He received thus the distinction to be named while the soldier was denied a “good name” (p. 93).

That rationalization seems very unlikely to me and I believe we have to look at another aspect of name preservation to understand what is going on. In my opinion, the explanation of this paradox is revealed in the practice of removing names, a subject Radner treats in the final chapter of the book. The discussion is relatively short (pp. 252–66), not because the author lost her thoroughness but because there are actually few examples of name removal. Despite the recurring curse formula that threatens the one who removes the name from an inscription and puts his own on it, there are virtually no cases in Mesopotamia where we can demonstrate that name erasure truly happened. Radner describes how the curse developed: it was rare in the Early Dynastic period but became a regular feature for the Old Akkadian period on, especially in Akkadian language material. From there it spread into inscriptions in other languages, such as Aramaic, Hittite, and Urartian. But when Radner tries to find actual examples of the removal of names from monuments only the treatment of Babylonian monuments by Shutruk-Nahhunte I of Elam seems a clear-cut case of the practice. Even in this instance we can ask, however, whether Shutruk-Nahhunte really erased the names. Naram-Sin's name on his stele is damaged but still legible and it is unclear what caused the damage: was it due to defacement, and if

so by whom, or to weathering of the stone? It is possible that the Elamite took already damaged monuments home¹ and is not the one who defaced them. Shutruk-Nahhunte can in fact be credited for making the name of the original owners of the monuments clearly known to us through the inscriptions he carved. They state openly "I took the statue of Manishtushu and carried it off to the land of Elam,"² and so on.

In contrast to ancient Egypt and Rome, *damnatio memoriae* was not a Mesopotamian practice. In the many cases where inscribed items were looted in battle the conqueror acknowledged the name of the original owner (see Radner pp. 187–9 for examples). Statues and so on were regularly stolen and defaced, but the name was rarely, if ever, removed. Assurbanipal recounts how he cut off the nose, lips, and hands of a statue of Hallusu of Elam (Radner p. 261), but when he does so he recalls that king's name forever. I think that the explanation of this behavior lies in an aspect Radner does not really address. One can control a person – alive or dead – by controlling his or her name. The name is the equivalent of the statue or other manifestation of an individual, and could be held captive in the same way that statues were held captive. The original owner had to be identified, however. Likewise, in a battle account the victorious king expressed his control over enemies by naming them.

The seizure and selective damage of monuments in Mesopotamia is well known and studied. The intent was not to remove the representation forever but to express one's power over it. Recently an interesting example of this practice was excavated at Til Barsip in Syria. A statue representing a Neo-Assyrian official, possibly the regional governor, was ritually decapitated, defaced, and buried in a tomb.³ The damage was not necessarily the work of an enemy, but could have been the act of a master punishing a disgraced official. The statue was not discarded; it was preserved in pieces to show who was in charge. When armies conquered cities they probably regularly treated monuments in this way. They damaged them, but did not remove them from the face of the earth. It is likely that war booty was kept on display, for example, along the processional road at Babylon (Radner p. 202 note 1082). The preservation of old monuments could lead to curious mixtures of representations of friends and foes side-by-side. I have always thought it strange that an Old Babylonian scribe entering the Ekur at Nippur could see the statues of the revered Old Akkadian rulers next to those of the despised Gutians. We only have copies of the inscriptions on these statues so we do not know how the originals were treated. Possibly those of Old Akkadian rulers were given offerings while those of Gutians had been defaced, but still the inscriptions were equally accessible, it seems.

It is certain that conquering Mesopotamian and neighboring armies smashed monuments at times. The destruction was not wanton and random, however, as the selective defacement of reliefs at Nineveh, for example, shows. People who could read the epigraphs went through Sennacherib's palace to identify the representations of the king and deface only those. Assyrians never resettled Nineveh and the damaged monuments were not of value to the later inhabitants of the city. In other cases, however, defeated people returned to their homes after the enemy withdrew and could pick up the pieces. We have

¹ D. Bonatz, Die Macht der Erinnerung. Ein Beitrag zur zeitgenössischen Rezeption altorientalischer Bildwerke, in: M. Heinz/D. Bonatz (eds.), Bild – Macht – Geschichte. Visuelle Kommunikation im Alten Orient (Berlin 2003) 194.

² F. W. König, Die elamischen Königsinschriften. AfO Beih. 16 (Graz 1965) 77.

³ A. Roobaert, A Neo-Assyrian Statue from Til Barsip, Iraq 58 (1996) 79–87. The author suggests the damage was the work of local people after the Assyrians left the area.

little idea how they treated the treasured monuments of the past, now damaged. After the Persian sack of the Acropolis the Athenians buried broken statuary in a sacred deposit to preserve it. To my knowledge the Mesopotamians did not do this but they also did not discard the damaged monuments as valueless items. Woolley claims to have excavated in court C7 of the so-called Giparku at Ur a brick pedestal still 90 centimeters high, onto which were piled the fragments of a diorite monument of Hammurabi of Babylon.⁴ We do not know who smashed the monument, an act that must have required great force, and when the damage was done. If Woolley's reconstruction is correct, sometime after the destruction of the monument people gathered the pieces and displayed them as fragments on a platform in a temple. It must have been a pretty sad sight, but Hammurabi's name was preserved that way.

At the very end of the book Radner discusses the use of the names of famous people of old on fabricated monuments to obtain a privilege. She mentions especially the usual suspect, the cruciform monument of Manishtushu, a *fraus pia* that priests of the Ebabbar at Sippar concocted in order to gain royal contributions. The subject of ancient fakes has never been systematically studied although several scholars have touched on it. The entry "Fälschung von Schriftstücken" in the Reallexikon der Assyriologie written by Ebeling in the 1950s is very short, and although more inscriptions have been declared suspect later on, the total number is still very limited. If the power of the name really was so great, why would people not have abused it more? This may be a strange accident of documentary preservation, but it suggests to me that the Mesopotamians did take the power of the name very seriously and were reluctant to misappropriate it. Likewise, they probably regarded the threats in curses much more real than we today do. Erasing a name was a dangerous act.

Radner's book does not answer all the questions on *Die Macht des Namens*, but it certainly is a major step forward. The author deserves praise for her methodical and insightful work which should inspire her and others to explore the subject of Mesopotamian ontology further.

MARC VAN DE MIEROOP – Oxford

HAFTHORSSON, SIGURDUR: A Passing Power. An Examination of the Sources for the History of Aram-Damascus in the Second Half of the Ninth Century B.C. (Coniectanea Biblica Old Testament Series 54). Stockholm: Almqvist & Wiksell International, 2006. viii, 304 S., 7 Kt. 15,5 × 22 cm. ISBN 91-22-02143-4. Preis: SEK 310.

Die Quellen für das aramäische Königreich Damaskus bleiben weiterhin bescheiden, doch wurden seit 1988 durch die Publikation der aramäischen Inschriften auf drei Zaumzeugbestandteilen aus den griechischen Heiligtümern von Samos und Eretria und der Ste-

⁴ C. L. Woolley/M. Mallon, The Old Babylonian Period. UE VII (London and Philadelphia 1976) 6 and 54. The stele is depicted in the reconstruction of that room on p. 5. In earlier report (The Excavations at Ur, 1925–6, AJ 6 [1926] 372), Woolley stated that some of the fragments were found on the floor of the court. The inscribed pieces are published as UET 1 146.

lenfragmente von Tel Dan wichtige neue Textquellen bekannt, die es rechtfertigen mögen, daß das von Wayne T. Pitard (*Ancient Damascus. A Historical Study of the Syrian City-State from Earliest Times until its Fall to the Assyrians in 732 B.C.E.*, Winona Lake 1987) umfassend behandelte Thema in der hier angezeigten Arbeit, einer am Alttestamentarischen Seminar der Universität Stockholm entstandenen und verteidigten Dissertation, erneut monographische Behandlung findet.

Motiviert durch die Frage nach Damaskus' Ausdehnung und der Art seiner Kontrolle über die Nachbarstaaten¹ in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, ist das Buch als ein kommentierter Katalog jener Textquellen (aramäisches Inschriftenmaterial; neuassyrisches Inschriftenmaterial [nach RIMA]; Altes Testament) und archäologischen Funde zu beschreiben, die für diese Fragestellung herangezogen werden können. Genau dieselbe Problematik, und erklärtermaßen ebenfalls stimuliert von den eingangs erwähnten neuen Inschriftenfunden, behandelte übrigens Gershon Galil in einem schon 2000 erschienenen Aufsatz, der Hafthorsson allerdings nicht bekannt zu sein scheint.²

Es ist das erklärte Anliegen des Verfassers, das Material kritisch zu sichten, bevor es interpretiert und schließlich zu einer historischen Rekonstruktion herangezogen werde (S. 12–13); diesem Vorgehen wird man vorbehaltlos zustimmen, doch überrascht es, daß der Verfasser in keinem Fall den Versuch unternommen hat, das Material am Original zu überprüfen: Gerade die rezenten Textfunde sind nicht nur in ihrer Interpretation, sondern auch noch immer in ihrer Lesung umstritten. Anstelle die unterschiedlichen Meinungen aufzulisten und lapidar festzustellen, daß noch kein Konsens in der Forschung erzielt sei, hätte man, auch wegen der geringen Größe des aramäischen Corpus, ein engagierteres Vorgehen des Autor erwarten können: Daß die Kollation des Originals immer noch die beste Methode ist, sich eine Meinung zu bilden und die Forschung voranzubringen, zeigt die thematisch eng verwandte Arbeit von George Athas, der für seine Dissertation an der Universität Sydney die Tel Dan-Bruchstücke eingehend untersuchte und einen neuen Vorschlag zu ihrer Anordnung und Interpretation lieferte (*The Tel Dan Inscription. A Reappraisal and a New Interpretation*, Sheffield 2003).³

Wie von Hafthorsson ausführlich referiert (S. 17–30), wurde über das Königreich Damaskus erstaunlich viel geschrieben, trotz der vergleichsweise bescheidenen Quellen; seine Arbeit stellt die Quellen für das späte neunte Jahrhundert zusammen, führt in die Sekundärliteratur ein und illustriert dabei gerade für das aramäische Material die z.T. er-

¹ Daß für die Definition des zentralen Begriffs „empire“ ausschließlich auf die Internet-Enzyklopädie Wikipedia zurückgegriffen wird, ist bemerkenswert, aber dennoch kaum vertretbar.

² G. Gershon, *The Boundaries of Aram-Damascus in the 9th–8th Centuries BCE*, in: G. Gershon/M. Weinfeld (Hg.), *Studies in Historical Geography and Biblical Historiography Presented to Zecharia Kallai*. *Vetus Testamentum Suppl.* 81 (Leiden 2000) 35–41.

³ Die Arbeit wird zwar zitiert, aber nicht angemessen verwertet: Der Verweis mit der Bemerkung „Others would fit them (= die Bruchstücke) in a different way“ (S. 53) wird Athas' grundlegender Untersuchung zur relativen Position der Fragmente und ihrer Bedeutung für die Identifizierung des Auftraggebers der Stele (dazu S. 63–64) in keiner Weise gerecht; die daraus abzuleitende fehlende Wertschätzung Hafthorssons für die Auswertung der Beschaffenheit des Schriftträgers als wichtige Informationsquelle ist aus der Sicht des Epigraphikers unverständlich.

heblichen Unterschiede in der Lesung und Interpretation. Als Assyriologe nimmt man dabei die Selbstverständlichkeit, mit der durch die Publikationen der Royal Inscriptions of Mesopotamia-Reihe keilschriftliches Inschriftenmaterial für alttestamentlich geprägte Fragestellungen herangezogen wird, mit Freude zur Kenntnis.

KAREN RADNER – London

- LINSEN, MARC J. H.: *The Cults of Uruk and Babylon. The Temple Ritual Texts as Evidence for Hellenistic Cult Practice*. Cuneiform Monographs 25. Leiden/Boston: Brill, 2004. XVI, 343 S. 16,5 × 24,5 cm. ISBN 90-041-2402-0. Preis: € 106,00.
- BORY, T.: *Late Achaemenid and Hellenistic Babylon*. *Orientalia Lovaniensia Analecta* 136. Leuven [u.a.]: Peeters, 2004. XX, 385 S., 11 Tf. 16,5 × 24,5 cm. ISBN 90-429-1449-1. Preis: € 72,00.

Die Arbeit von Linssen entstand als Dissertation der Vrije Universiteit Amsterdam. Sie behandelt kultische Aspekte der hellenistischen Tempel in Uruk und Babylon wie Zeremonien, Rituale, Tempelfeste, Details der Göttermahlzeiten usw., wobei sich der Autor bewußt ist (S. 2), daß die Auslassung anderer, schlechter dokumentierter babylonischer Kultzentren eine leichte Verzerrung des Gesamtbildes für Babylonien darstellen dürfte. Ergänzend zu dieser Studie findet sich ein umfangreicher Appendix (S. 171–220) mit einer Neubearbeitung der wichtigsten hellenistischen Tempelritualtexte aus Uruk und Babylon einschließlich eines ausführlichen Kommentars, unter Integration einiger neuer BM-Fragmente.

Im Gegensatz etwa zu der früheren Arbeit von G. McEwan über den spätbabylonischen Tempel in hellenistischer Zeit (1981) versucht der Autor, die neubabylonische Überlieferung detaillierter in seine Arbeit zu integrieren, im Bewußtsein, daß viele kultischen Aspekte des Hellenismus auf die Perioden vor der späteren Achämenidenzeit zurückgehen. Auch wenn bei der Sammlung dieses riesigen Materials vor dem Hellenismus Belege fehlen und die Belegsammlung gelegentlich von der Anmerkung „The list is not complete“ begleitet wird (Anm. 131. 179. 239), ist der Ansatz aber im Prinzip richtig. Eine isolierte Spezialisierung allein auf die hellenistische Periode wäre nicht mehr sinnvoll gewesen, zumal eines der Hauptergebnisse der Arbeit ja die frappierende Kontinuität der Kulte in Babylonien ist. Bedauerlich ist nur, daß die fast zeitgleich erschienene Monographie P.-A. Beaulieu über das neubabylonische Pantheon Uruks (2003) nicht mehr integriert werden konnte, zumal sich beide Arbeiten in Teilbereichen durchaus ergänzen. Gelegentlich zeigen sich leichte Differenzen. So geht beispielsweise Beaulieu (Beaulieu, *The Pantheon of Uruk*, 227) davon aus, daß wegen des Vorkommens der urukäischen Göttin Ušur-amāssu in hellenistischen Ritualen diese damals auch noch kultisch verehrt wurde. M. Linssen vermeidet eine so klare Stellungnahme, obwohl generell das Hauptergebnis seiner Arbeit „... that there is enough evidence to suggest that the temple ritual texts do indeed describe the cultic activities as they took place during the Hellenistic Period“ (S. 167) in die gleiche Richtung zu gehen scheint. Doch solange andere Testimonia außerhalb der Ritualsphäre fehlen, scheint mir die Möglichkeit, daß bei den in hellenistischer Zeit unter Verwendung älteren Materials niedergeschriebenen Ritualen auch viele Gottheiten antiquarisch weitertradiert wurden und es vielleicht gar keine Kultstelle der Ušur-amāssu mehr in Uruk gab, nicht ganz ausgeschlossen.

Eine ganz grundsätzliche Skepsis hat der Rezensent gegenüber einer allzu unreflektierten Gleichsetzung der hellenistischen Ritualtexte mit dem Befund der Urkunden. Der Wortschatz der Ritualtexte ist weitgehend literarisch, wobei sich in den literarischen Texten bekanntlich auch Älteres mit Jüngerem vermischt. Die Sprachebene der Texte ist nicht immer dieselbe. Die Urkunden zeigen eine spezifisch verwaltungstechnische Komponente, die sich auch wie in früheren Perioden in einer durchaus unterschiedlichen Begrifflichkeit niederschlägt. Ungeachtet vieler nützlicher, aber verstreuter Einzelbeobachtungen zur Terminologie vermißt man daher eine Synopse der Begriffe, die nicht nur die Trennung und gegenseitige Beeinflussung zwischen literarischen Texten und Urkunden besser hätte verdeutlichen können, sondern auch die regionale Komponente des Wortschatzes, der zwischen Uruk und Babylon durchaus differiert. Gelegentlich ist die Wortdiskussion sprachlich zu eindimensional. Nur ein Beispiel. Obwohl Belege existieren, daß das *nindabû*-Opfer in hellenistischer Zeit auch ein Fleischopfer sein kann, geht der Autor S. 164 aufgrund des literarischen Kontexts von BRM 4, 6 Vs. 14 davon aus, daß zwischen den „cereal offerings“ (*nindabû*) und „meat offerings“ bzw. dem *niqû*-Opfer noch klar differenziert wurde. Eine rein inner-akkadische Terminologiediskussion scheint mir gerade hier wenig hilfreich, da beide Begriffe im östlichen Aramäischen in Babylonien, z.B. im Mandäischen, vorhanden sind, – siehe u.a. St. Kaufmann, *The Akkadian Influences on Aramaic* (1974) 77 – und davon auszugehen ist, daß die kontemporäre aramäische Begrifflichkeit ihre Rückwirkungen auf die akkadische Terminologie der Spätzeit hatte, wie sie sich insbesondere in den späten *astronomical diaries* und Chroniken niederschlägt.

Ungeachtet solcher Einwendungen ist die vorliegende Arbeit sehr zu begrüßen. Sie stellt ein solides Fundament für die weitere Forschung dar. Noch einige Anmerkungen. S. 3 ff.: Beim Überblick über das hellenistische Textmaterial fehlt ein Hinweis auf die im Rahmen des Oberflächensurveys der 35.–37. Kampagne 1982–1984 geborgenen literarischen Fragmente aus U XVIII und anderen Fundstellen, siehe K. Kessler in U. Finkbeiner (ed.), *AUWE 4* (1991) 183/4; S. 119: nicht einverstanden ist der Rezensent mit der Trennung der *ḥarû*-Krüge von dem *ḥarû*-Ritual am babylonischen Tempel; vgl. dazu K. Kessler, *ḥarinê* – Zu einer problematischen Passage der Nabonid-Chronik, in: W. Arnold/H. Bobzin (eds.), *Sprich doch mit meinen Knechten Aramäisch. Festschrift Otto Jastrow* (2001) 388–393; S. 131: zu *mākālû* siehe auch M. Stolper, *Late Achaemenid, Early Macedonian, and Early Seleucid Records of Deposit and Related Texts* (1993) 85.

Die Arbeit von T. Boiy, eine nach dem Vorwort (2004) „revised version“ einer Dissertation an der Katholieke Universiteit Leuven über das spätbabylonische und hellenistische Babylon, ist in die Abschnitte „Sources“, „Topography“, „Political History“, „Institutions“, „Socio-Economic Situation“, „Religious Life“, „Culture and Sciences“ and „Babylonian Legacy“ eingeteilt. Überschneidungen mit der Arbeit von Linssen sind nur periphr. Dem umfangreichsten Abschnitt, der „Political History“ (S. 99–192), wird sicherlich von klassischen Historikern größere Aufmerksamkeit zukommen, da es sich um die aktuellste Zusammenschau von klassischen und keilschriftlichen Quellen über Babylon handelt.

Nach Ansicht des Rezensenten sind einige der diversen Abschnitte inhaltlich etwas flach und unausgewogen. Einige der Gründe hierfür sind quasi systemimmanent, da der Bezug auf Babylon ein ausführlicheres Eingehen auf grundsätzliche Fragen, die nur unter Berücksichtigung der Situation in Gesamtbabylonien zu diskutieren gewesen wären, verhindert. Doch ist leider zu beobachten, daß manche der Teilkapitel ohne tiefgehende Recherche verfaßt wurden. Auch fehlt, und dies wiegt wissenschaftlich durchaus schwer,

doch mehrfach wichtige Literatur. Dies gilt bereits für das eröffnende Unterkapitel der „Archaeological Sources“ (S. 8–12), wo mehr oder weniger zufällig einiges an archäologischer Literatur angeführt ist. S. 192 lesen wir die Schlußfolgerung, trotz eines Zeugnisses des Theodoretos (5. Jh.) und einiger *incantation bowls*, „... there are no clear indications that Babylon survived after the third century A.D.“ Dies ist mir umso unverständlicher, als im archäologischen Abschnitt von sasanidischen und arabischen Häusern (S. 10) die Rede ist. Auf dem Stumpf von Etemenanki stand ein großes sasanidisches Gebäude, möglicherweise der Palast des sasanidischen Gouverneurs; siehe dazu J. Schmidt, BaM 33 (2002) 286. Wertlos, da eben nicht „revised“, und nach Segals Katalog der BM-Schalen (2000) völlig überholt ist etwa das Kapitel über „Aramaic incantation bowls“ (S. 44). Wenig originell, inhaltlich eklektisch und leider teilweise ohne Kenntnis laufender Forschungsprojekte niedergeschrieben wurden die Abschnitte über die „Legal and administrative tablets“ (S. 13–21). Die im Abschnitt „Socio-Economic Situation“ ausgewerteten Texte des Esagila-Archives erfassen z.B. nicht einmal die Hälfte des derzeit bekannten Materials; nach M. Jursa, Neo-Babylonian Legal and Administrative Documents (2005) 73 sind dies nun mehr als 200 Texte. Weshalb in den Abschnitten über „Culture and Sciences“ (S. 288–303) und „Babylon's Legacy“ (S. 304–316) die Astronomie überaus breit besprochen wird, hingegen Medizin, Beschwörungstraditionen oder Omina nicht, wird dem Rezensenten nicht klar. Sicherlich dürfte der historische Kernteil (p. 99–192) und der Abschnitt über die „Institutions in Hellenistic Babylon“ (S. 193–225) am ehesten noch länger die aktuelle wissenschaftliche Diskussion beleben. Zu den vom Rezensenten nicht geteilten Ansichten gehört beispielsweise die vermeintliche Einheit („one single institution“) von städtischem Gouverneur (*pāhāt Bābili*) und griechischen *politai* (S. 207/8). Als Griechen und königlicher Repräsentant war der Gouverneur von Babylon sicherlich wie frühere Statthalter gleichzeitig auch die institutionelle Klammer zu der vom *šatammu* des Esagila-Heiligtums vertretenen babylonischen Bevölkerung. Geographisch unfundiert ist die Einordnung eines ^{lu}*Su-bar-ru-ú* als „Syrian“ (S. 181). Es bleibt leider zu konstatieren, daß manche wesentlichen Teile dieser Arbeit bei ihrem Erscheinen schon veraltet sind.

KARLHEINZ KESSLER – Erlangen

OTTEN, HEINRICH und CHRISTEL RÜSTER: Textfunde von Büyükale aus den Grabungen 1952–1959 mit Nachträgen aus den dreißiger Jahren. (Keilschrifttexte aus Boghazköi 44). Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Kommission für den Alten Orient. Berlin: Mann, 2003. XV, 54 S. 25,5 × 35 cm. ISBN 3-7861-1650-4. Preis: € 27,00.

Der vorliegende Band bildet die Fortsetzung der rezent edierten Texte in KBo 34, 38–41 und 43, jetzt weitergeführt in KBo 46, die den auf der Burg Büyükale gefundenen Fragmenten gewidmet sind. Ausnahme ist nur die Nr. 203, die aus der Unterstadt kommt. Daneben gibt es noch 23 Fragmente unbekannter Provenienz, die „von Einheimischen erworben wurden.“ Diese KBo-Bände veröffentlichen in der üblichen hohen Qualität die Fragmente in annähernd chronologischer Folge der Ausgrabungen, was auch mehr oder weniger dem archivalischen Provenienzprinzip gleichkommt. Zudem sind die genauen Fundstellen den Indices auf S. ix–xii zu entnehmen.

In den Indices (S. xiii–xiv) nachzutragen sind: unter den Götternamen ^dḪašamili 151, 5 (anstatt Wašezzili wie fragend vorgeschlagen auf S. xiv); unter den Personennamen ^mA-x[...] 43 i 2, ^mMašduri 209 i 18, ii 4(?), [^m...] ^dU 232 Vs. 2(?); unter den Ortsnamen [^{ur}] ^uAtatura 253, 3.

Es folgen hier einige Bemerkungen zu einzelnen Textfragmenten:

2: Mit „Formulierungen ähnlich wie in den Muršili-Annalen“ (so Inhaltsübersicht) joint das Fragment jetzt laut der Konkordanz (<http://www.hethport-uni-wuerzburg.de/hetkonk/>), weiterhin als „Konkordanz“ zitiert) ohne Anschluss KBo 16.1++ (CTH 61).

5: Worauf in der Inhaltsübersicht der Vorschlag basiert, dieses Fragment einem Vertrag Tuthalijas IV. zuzuschreiben, ist mir unklar. Die Datierung ist tatsächlich späthethitisch (sjh., vgl. EN Z. 6), reicht aber nicht zu einer solch präzisen Datierung aus. Obwohl das Fragment einer vertraglichen Götterliste ähnlich sieht, ist es äußerst schwierig, die Götterfolge mit den bekannten Listen (vgl. G. Kestemont, Or. 45 [1976] 147–177) in Einklang zu bringen. Die Ergänzung zu ^dZA-BA₄-B]A₄ vor ^{uru}Ha-at-ti in Z. 8 (cf. Indices xiv) ist z.B. schwierig, weil die ZABABA-Gottheiten immer den Stadtgöttern (cf. Z. 7: ^{ur}] ^uŠamuḫa ^d[Abaraš ...]) voranzugehen scheinen (cf. Kestemont, ibid. 165). Das gleiche gilt für die angebliche Ergänzung (cf. Indices xiii) zu [^dLAMMA ^{uru}H]a-at-ti ^dA-a[-la-aš ...] in Z. 4 zwischen der Sonnengöttin von Arinna (Z. 3) und den Wettergöttern von [Zippalant]a(?) und Ne[rik](?) in Z. 5.

7: Laut Inhaltsübersicht soll die Schrift „wohl mittelhethitisch“ sein, die Konkordanz aber gibt „jh.“ Von der Edition her ist ein mh. Abfassungsdatum schwer nachzuvollziehen (vgl. E Z. 5, 11, IT Z. 8). Ein jh. Datum wäre interessant im Hinblick auf die Bemerkungen zur äußeren Form der Tafel als „stark gewölbt mit rundem Rand; im Innern Schnurabdrücke.“ M.W. sind solche Tafeln für die jh. Periode selten: cf. 544/f = SBo 2 Text 1.

10: Mit der direkten Rede (Z. 8ff.) wohl besser zu CTH 215 (so mit Konkordanz) als zu CTH 562.

14: Entweder Gebet (so Konkordanz) oder vielleicht auch Gelübde wegen *peḫḫi* (Z. 3)?

20: Für eine Bearbeitung dieses Fragmentes s. jetzt M. Popko, GsForrer 521–526.

21: Wie in der Inhaltsübersicht erwähnt, ist dieses Fragment Duplikat zu KUB 4.1 i 1–8, eine Sammeltafel, die mit einem Ritual anfängt und ab iii 15 Omina enthält. Leider gibt die Ed. keine weitere Angabe zur äußeren Form des Stückes (etwa „oberer Rand nahe“ o.ä.), so dass man sich fragt, ob vielleicht, wenn die erste Zeile nicht die erste Zeile der Tafel ist, auch hier eine Sammeltafel vorliegt.

22: Dieses Fragment ist, wie in der Inhaltsübersicht erwähnt, Duplikat zu KBo 38.189 und erweitert somit den Text KBo 15.32+KBo 40.129 iv (cf. D. Groddek, SMEA 41[1999] 85f.) noch etwas mehr nach oben.

35: Für eine Bearbeitung dieses Fragmentes s. jetzt M. Popko, GsForrer 527.

37: Anstatt eines neuen Wortes (so V. Haas/I. Wegner, OLZ 99 [2004] 330) kann *paḫ-hunanza* auch Sg. Ergativ neben schon bezeugten *paḫḫuena(n)za* (s. CHD P 12a) sein.

45: Dieses Fragment wäre eventuell den medizinischen Texten zuzuordnen wegen Z. 4 [... *ḫaḫ(?)*] *limaš ep[zi]* „[Wenn Gel]bsucht [einen Menschen?] ergre[ift]“: cf. KUB 8.36 iii 18, s. C. Burde, StBoT 19, 40; man vergleiche auch im gleichen Fragment KUB 8.36 ii 11 [... *par*] *ā ēšḫar ar(a)šzi* mit hier Z. 6' [... *ēšḫa*] *r(?) par ā ar(a)šzi*.

52: Es scheint in Z. 4' eine neue Variante des Zeichens DĒ vorzuliegen, die in HZL 102 nachzutragen wäre.

58: Vgl. vielleicht auch KBo 42.17 iv 4' ff.?

68: Der Abl. *ḫar-nu-wa-az* (Z. 6') von *ḫarnau-* „Gebärstuhl“ war bisher noch nicht bezeugt und kann mit Gen. *ḫarnuwaš* (KBo 17.65 obv. 15) in HW² Ḫ 321a nachgetragen werden.

93: Zu K]Ā.GAL.ĤĪ.A ^{GIS}h[a-talkišnaš ... / ... ĥa-m]a-an-kán-ti[-eš?] ist außer den in der Inhaltsübersicht genannten Stellen noch KBo 23.43 Rs. 9–10 ([^{GIS}ĥatal-k]i-iš-na-aš KĀ.GAL ar-ta-ri / [... -i]a²-aš-ša-an an-da ĥa-ma-an-kán-te-eš) zu vergleichen.

98: Für Anschlüsse s. jetzt D. Groddek, AoF 31 (2004) 74–77.

105: Das in der Inhaltsübersicht genannte Duplikat KBo 24.78 iv fehlt in der Konkordanz.

125: Siehe jetzt D. Groddek, AoF 31 (2004) 83 Anm. 50, und V. Haas/I. Wegner, OLZ 99 (2004) 331.

127: Siehe jetzt Groddek, AoF 31 (2004) 81–83.

128: Siehe Groddek, AoF 31 (2004) 79–81.

142: Wegen der in der Inhaltsübersicht zitierten Parallelen und wegen der leichten Worttrennung zwischen ŠAR und U/10 ist die Ergänzung zu [^{NINDA}wa-ge-]eš-šar 10-li anstatt zu [še-]eš-šar-u-li (so E. Neu *apud* Rieken, StBoT 44, 470 Anm. 2317) wohl zu bevorzugen. Man beachte auch die neue Schreibung pa-lu-wa-a-an-zi „sie schreiben (*vel sim.*)“ von palwae-.

149: Z. 10 scheint in ĥu-u-ĥu-pí-i[š²(-)] ein neues Wort vorzuliegen.

151: In Z. 9 (-)ki-ú-wa-aš ^{GIS}kat-ta-lu-u[z-zi- „Schwel[le] des [ar]kiu-Hauses“) könnte der m. W. noch nicht bezeugte Gen. des u-Stammes arkiu- vorliegen; für den Gen. arkiu-jaš des i-Stammes arkiwi- s. KUB 55.5 iv 12 (s. I. Singer, StBoT 27, 110 Anm. 64, noch als Bo 2438 zitiert). In Z. 5 ist eine Ergänzung zu Ĥa-š]a-mi-li²-in² anstatt ²Wašezzi (so Index S. xiv) zu bevorzugen.

156: Der Text bietet Z. 3 eine Variante von KĀŠ₄, die noch nicht in HZL unter 129 gebucht ist.

193: Während die Inhaltsübersicht erklärt, daß „nach Überprüfung an den Originalen kein Anschluß an Bo 34 = KBo II 36 möglich“ sei, ist der Join in der Konkordanz (Version 1) noch verzeichnet. Angenommen, die Angabe in der Inhaltsübersicht ist die richtige, so ist es wichtig, den Eintrag in der Konkordanz zu korrigieren, weil ein Join zwischen einem Fragment aus Geb. A (KBo 44.193 = 22/k) mit einem aus (wahrscheinlich) Geb. E schwierig zu erklären wäre.

200: Das Nebeneinander von kalili[(-)] (iv 4, wohl von kaliliya- „binden“) und DUMU-aš (iv 7) erinnert an das Ritual KBo 10.37 (CTH 429, herausgegeben von H. Haroutunian, FsHoffner 149–168, und siehe demnächst B. Christiansen, StBoT 48). Es war bisher unklar, was dort genau mit DUMU gemeint wurde: Haroutunian, FsHoffner 166, fasst es ohne Altersangabe als „Prinz“ auf, Christiansen, StBoT 48, 255f., lässt es offen („Kind bzw. Heranwachsender“) und übersetzt deshalb „Kind, Knabe.“ Wenn aber mit Hoffner, FsLebrun 342–345, die dortigen Termini tar(a)šganiūauyant- und šēhuganiūauyant- als „mit colostrum bzw. meconium verschmiert“ aufgefasst werden, so wird DUMU eher „kleines Kind, Baby“ bedeuten. Das in KBo 44.200 zweimalige ĥašta „sie hat geboren“ (i 9–10) dürfte dies unterstützen und könnte auf ein Geburtsritual oder einen ähnlichen Text wie KBo 10.37 hinweisen. In diesem Kontext würde ich auch vorschlagen kaliliya- als terminus technicus für „(Kinder) in Windeln legen“ aufzufassen.

204: Für den join mit KUB 18.59 s. Y. Sakuma *apud* Konkordanz sub num. 402/f. Der Join ist wichtig, weil es das erste Stück der „*accession oracles*“ Tudḫalijas IV. ist (cf. Th. van den Hout, Purity 106f.), von denen wir die Fundstelle kennen. Weil aber die beiden anderen Stücke aus den Wincklerschen Grabungen stammen, ist die Fundstelle „im Schutt unter der phryg. Burgmauer über der 3. Bauschicht“ im Bereich der Stadtplanquadrate p-q/16 wohl als sekundär zu betrachten.

208: Es ist mir nicht klar, worauf die Bestimmung der Vs. und Rs. beruht. Der Rs. scheint die übliche Randleiste zu fehlen (es sei denn, daß der angeblich erste Paragrafenstrich als solcher zu betrachten ist?); das gleiche Problem bietet Nr. 226.

209: Ist der ^m*Ma-aš-du-ri* von i 18 (viell. auch ii 4?) derselbe wie Mašduri, König des Šeḫa-Flußlandes? Der Name ist nicht im Index S. xiv verzeichnet.

226: s. oben ad 208.

235: Der Paragraph Z. 8–12 kann Luwisches enthalten.

252: Die Form 1. sg. Prät. Med.-Pass. *si×sá-ḫa-ḫa-at* Vs. 9 scheint bisher noch nicht belegt zu sein.

THEO VAN DEN HOUT – Chicago

TORRI, GIULIA: Texte aus Stadtplanquadrat L/18, III. Teil. (Keilschrifttexte aus Boghazköi 45). Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Kommission für den Alten Orient. Berlin: Mann, 2003. XVIII, 50 S. 25,5 × 35 cm. ISBN 3-7861-1902-3. Preis: € 27,00.

Der vorliegende Band bietet die Fortsetzung der Edition der im Haus am Hang gefundenen Fragmente, die schon mit KBo 12 und 13 angefangen hatte. Es ist der erste Band, für den Giulia Torri mit einer eleganten, wenngleich auch öfters etwas dunklen Hand aufgrund der Schraffierungen verantwortlich ist. Zwei weitere Hefte (KBo 49 und 56) sind noch von ihrer Hand vorgesehen, womit die Edierung aller Texte des Hauses am Hang abgeschlossen sein soll. Parallel dazu bereitet Dr. Torri eine Funktionsanalyse dieser Fundstelle als Teil des hethitischen Kanzleikomplexes vor, der wir mit großer Erwartung entgegen sehen.

Ein gewisses Problem, das sich gelegentlich bei der Lektüre der hier edierten Fragmente stellt, ist die Definition von „Duplikat“ und „Paralleltext“. Jeder weiß, daß diese Begriffe fließend sind und auch manchmal subjektiv verwendet werden. Ein Fragment, das der eine Forscher noch als Duplikat betrachtet, verdient der Meinung eines anderen nach nur noch das Prädikat Paralleltext. In KBo 45 aber kommt es regelmäßig vor, dass ein Fragment „parallel“ genannt wird, das Wort für Wort oder sogar Zeichen für Zeichen mit dem angeblichen Parallelstück übereinstimmt: cf. die Nummern 18, 19, 20, 53 usw. Andererseits wird bisweilen ein Stück als Duplikat bezeichnet, wo m.E. Zweifel angebracht ist (z.B. 52 und IBoT 1.29). Das geht wahrscheinlich darauf zurück, dass vor allem bei Ritualen und Festen mit ihren formelhaften Wendungen, wenn man es mit verhältnismäßig kleinen Stücken zu tun hat, das Risiko ein Fragment Duplikat zu nennen, was es sehr wohl nicht sein könnte und nur die gleiche Formel aufweist, immer da ist. Was also zweifellos aus empfehlenswerter Gewissenhaftigkeit geschieht, kann aber auch zu Mißverständnissen Anlaß geben. Vielleicht sollen wir daher für solche Fälle neben „Duplikat“ und „Paralleltext“ einen Terminus wie etwa „formelhaftes Duplikat“ oder „formelles Duplikat“ einführen.

In den Indices (S. xiii–xiv) sind nachzutragen: unter den Götternamen ^dDam[kina] 69 iv 20, [^dDa]mnašsara 166, 3'.

Es folgen hier noch einige Bemerkungen zu einzelnen Fragmenten.

18: KUB 20.83 wird als „parallel“ erwähnt, obwohl die beiden Manuskripte völlige Duplikate sind. Ein weiteres Dupl. ist KBo 27.42 v 15–21, das aber anstatt zum AN.TAḪ.ŠUM-Fest zum KILAM-Fest gehört (cf. I. Singer, StBoT 28, 60 w. n. 18a). Die Zuweisung von KUB 20.83 zum AN.TAḪ.ŠUM basiert nur (cf. CTH 612.5 „analogue à“) auf dem Vorkommen von 2 SAG.DU ša GU₄ sowie ^{NINDA}tunnappdu in KUB 25.1 iv 21 bzw. 26,

sonst weicht der Kontext aber entscheidend ab. Es empfiehlt sich somit, sowohl KBo 45.18 (als Dupl. zu KBo 27.42) als auch KUB 20.83 dem KILAM-Fest zuzuweisen.

19: In der Inhaltsübersicht wird KUB 10.23 iv 11' ff. als Parallelstelle genannt, es ist aber wohl ii 10–20 gemeint. Die Edition ist in Z. 4' nach Photokollation korrekt mit *ši-pa-an-zi* anstatt des üblicheren *ši-pa-an-ti* „er/sie libiert“; vgl. in gleicher Schreibung FHG 7 I. Kol. 18 (mh.), und *ši-ip-pa-an-zi* in KUB 53.18 iv 5, KUB 25.23 i 14, und wohl auch KUB 2.8 ii 34 (alle jh.). Für eine Schreibung *BAL-panti* s. unten ad 95.

20: Laut dem Dupl. KUB 11.13 ii 17 (s. Inhaltsübersicht) kann das Ende der Z. 10 nach Photokollation [... *ar-ka*]*m-m*[*i* gelesen bzw. dazu ergänzt werden, was hinsichtlich des Zeichens *MI* von der Edition her weniger eindeutig ist.

29: Zu Par./Dupl. KUB 51.79 Rs.! 7 ff. s. auch G. McMahon, AS 25, 205 f. und 272 f.

30: Die Z. 5–7 der linken Kolumne enthalten wahrscheinlich ein Kolophon.

37: Obwohl die Zeilenzählung in der Edition ab dem Paragraphenstrich nach Z. 7' mit sechs Zeilen rechnet (8'–13'), ist in der eigentlichen Kopie für Z. 10' kaum Raum übrig. Obwohl tatsächlich etwas knapp, scheint das Photo Raum für eine zusätzliche Zeile zu haben. Die Grabungsumschrift sieht sogar Spuren von zwei Winkelhaken zur Höhe von *še* in Z. 11, die aber am Photo schwer nachzuvollziehen sind. Ob die Zeichenreste der Z. 9', die in der Ed. **da-a** ähneln, so zu lesen sind, läßt sich nach dem Photo bezweifeln, wenn man das *dāi* der Z. 6' zum Vergleich heranzieht. Anstatt des angeblichen Winkelhakens von *DA* scheint mir mit der Grabungsumschrift eher ein Waagerechter vorzuliegen.

43: Wie in der Konkordanz angegeben läuft KBo 10.23 ii 28–32 (cf. I. Singer, StBoT 28, 11) parallel.

44: Parallel zu den Z. 3–6 ist KUB 10.1 i 9–13 (cf. Singer, StBoT 28, 22 f.).

47(+): zu 48, 1–3 vergleiche KBo 11.38 ii 7–9 (cf. Singer, StBoT 28, 56). Zur fehlerhaften(?) Auslassung des Determinativs *GIŠ* in *GIŠBANŠUR* in 47 iii 9 und 48:9 vergleiche man noch im selben Heft No. 35 iii 8.

57: Enthält wohl einen weiteren Beleg für **taštappa-* (Vs. 7: *t]a-aš-tap-pi*); dazu zuletzt vgl. Tischler, HEG T, D/2, 258–259 s. v. **taštuppa-*.

58: Die Zeilenzählung der Rs. ist ab Z. 6' um eine Zeile zu erhöhen.

61–62: s. Popko, SMEA 46 (2004) 262 f. In der Ed. von Nr. 61 ist die linke senkrechte Linie des Intercolumniums versehentlich ausgelassen: sie läuft durch die Winkelhaken von 9' (*ū-iz-zi*) und durch 11' *pa(-iz-zi)*.

91: Nach Photokollation ist in iii 15' wohl *iš-qa-ru-uḥ* anstatt *uṣ-* zu lesen.

95: Auffallend ist die Schreibung I. Kol. 5' *BAL-pa-an-ti* für *šipanti* „er/sie opfert/libiert.“

96: Für einen weiteren Beleg eines *u*-stämmigen **Ḥašammelun* (hier Vs. ii 18) siehe Bo 7937 Ik. Kol. 7 apud Alp, Tempel 234 f., und van Gessel, OHP 1, 103.

119: *GIŠḥar-ši-al-li-ja-aš* kann als noch nicht belegte Schreibung HW² Ḫ 371 f. hinzugefügt werden.

166: Enthält wahrscheinlich einen neuen Beleg für die *Damnaššara*-Gottheiten in Z. 3, der im Index der Götternamen nachzutragen wäre.

214: *ḥa-a-ri-iz-zi* Vs. 7' kann den Schreibungen in HW² Ḫ 277a hinzugefügt werden.

236: Das Photo zeigt in Z. 12' ein klares *iš(-ḥa-na-za)* mit zwei Senkrechten am Ende anstatt *uṣ* mit nur einem wie in der Edition. Ein azephaler Königsname *-li-ja-aš-ša* ii 4' ist wohl in den Index der Personennamen (S. xvii) nachzutragen.

273: Die Folge KASKAL PN in Z. 6' erinnert an die Kolophone, die von L. Mascheroni, Hethitica 5 (1983) 95–109, diskutiert wurden, zumal eine Lesung *1-NU-TIM* ^r*GIŠLE*⁷.*U*₃ für Z. 4' erwogen werden kann. M.E. wird im Index (S. xvii) dem PN Zuwapadda zu Recht

ein Fragezeichen beigefügt. Zu erwägen wäre auch ^m*Zu-ú ú* [^mPN; cf. ^m*Zu-u-uš* HKM 72:34. Falls die Erwähnung der Stadt Ḫakmiš als Hinweis auf eine Datierung in die Regierung Ḫattušilis III. aufgefasst werden kann, und die Z. 7'-8' (*ABI ABI^dUTU-šI=za=ka[n GIM-an?]* LUGAL-iznanni eš[at] „[Als?] der Großvater der Majestät den Thron besti[eg]“) einen Hinweis auf dessen Thronbesteigung enthalten, so wäre der Text in die Zeit Šuppilulijamas (II.) zu datieren. Wenn die Z. 7'-8' im Sinne der *shelf lists* nur als Angabe des Inhalts der in Z. 4' erwähnten(?) Schreibtafel gemeint sind, so gilt das nur für jene Tafel.

THEO VAN DEN HOUT – Chicago

NAKAMURA, MITSUO: Das hethitische *nuntarriyašḫa*-Fest. (PIHANS 94). Leiden: Nederlands Instituut voor het Nabije Oosten, 2002. xi, 439 pp. 19.5 × 26.5 cm. ISBN 90-6258-095-5. Price: € 65.00.

With this volume,¹ Nakamura presents a revised version of his Würzburg doctoral dissertation of 1993. It is especially welcome, as proportionally so few of the major festival complexes have thus far been presented in a comprehensive edition, and, as anyone who has studied any of the festival texts and fragments knows, bringing order to the chaos is especially difficult, due, among other reasons, to the near impossibility of ascribing smaller fragments to specific festivals, as they may be duplicate or parallel to passages of several different celebrations.

It is also therefore quite understandable that questions of redactional history, the relation between text and practice,² historical geography, etc. take a back seat to the primary philological treatment. These questions, and many more, can now be addressed on the basis of Nakamura's thorough philological edition. One might have expected, however, at least a brief analysis of the tablets' findspots,³ as this surely belongs to the most basic philological level.

The volume begins with a general overview of Hittite festivals and the history of research on the *nuntarriyašḫa*-festival. After discussing the manuscripts of the corpus, Nakamura addresses issues such as the name, length and locations of and participants in the festival. He then presents the entire corpus of outline tablets (Übersichtstafeln) in one chapter, leaving the tablets prescribing the individual days of the festival for a separate one. The transliterations, which are quite reliable,⁴ and translations are provided with

¹ Another review of this monograph, by A. Mouton, appeared recently in JANER 4.

² See e.g. the incipit to 5.T.I(1).1 (pp. 172–174), where the normal royal titulature “Tudḫaliya, Great King, ..., son of ...” is subject of the predicate “goes for the *nuntarriyašḫa*-festival to Arinna.” Also the relationship between the tablets of the *nuntarriyašḫa*-festival and CTH 568 and 629, both mentioned occasionally (KUB 25.27 partially transliterated pp. 76–77; see short notes on pp. 4, 69, 74 and 130 and *passim*) and discussed several times in other studies (e.g. Houwink ten Cate, Fs. Otten² [1988] 167 ff.), could be thoroughly analysed.

³ For starters, it may be noted that 11 tablets come from Temple I vs. 16 for both Bk. and HaH, the possible significance of which might have been explored.

⁴ I found not a single error in the transliterations of Ü.1 and Ü.3. If one really wanted to split hairs, one could note missing half brackets at several points as well as a couple of

copious philological commentary. Another chapter is devoted to a reconstruction of the overall course of the festival, while yet another painstakingly details each of its 34 days. A final chapter presents related texts, and this is followed by a list of abbreviations, a bibliography, an index to the texts presented, a comprehensive glossary and, finally, a schematic diagram of the geography of the towns visited and a table presenting the manuscripts preserved for each station on the journey.

The *nuntarriyašša*-festival represents an outlier of sorts, in that it is dubbed an EZEN₄ by the Hittite scribes, but is celebrated – assuming the indications in the colophon are to be taken literally – not at a set annual or seasonal date, but when the king returns from his summer military campaigns (p. 10). The logistical difficulties of celebrating a major festival in such an ad lib manner must have been enormous. Further, presumably the king did not return from campaign each and every summer, and the question thus arises if the *nuntarriyašša*-festival was indeed celebrated every autumn or not.

Nakamura stresses (pp. 11–12, 109) that the *nuntarriyašša*-festival touches only central Anatolian cities in close proximity to Ḫattusa, contra earlier assumptions. The references to north Anatolian cities, primarily Nerik, concern festivities for the deities of those cities celebrated elsewhere, in central Anatolian towns. Also emphasized in Nakamura's work is his assessment that the *nuntarriyašša*-festival is in many ways a mirror reflection of the spring AN.TAḪ.ŠUM-festival, especially in its itinerary (p. 14 and *passim*).

It is striking and of great interest that this massive text complex for a 34-day festival contains hardly a trace of Hurrian-Syrian influence (p. 13; cf. p. 131 sub 1.2.2 and p. 266), and this at a time (the 13th century, at least as far as the preserved recensions are concerned) which is often considered to witness a great potpourri of religious heterogeneity at Ḫattusa. While some mixing certainly did occur – indeed a great deal of it in some spheres – Nakamura's observation would seem to support an initial hypothesis that I have expressed elsewhere,⁵ i.e. that much of Anatolian religion would have remained largely regionally homogenous, the great conglomerate at Ḫattusa being in part a reflection of an archive that contained materials from many cultural spheres as opposed to an actual religious practise which incorporated elements from every corner of the empire.

Three more specific observations may be noted: (1) My collation of the photos in Mainz (no photo of KUB 51.15 available) confirms Nakamura's observations (p. 58) concerning EZEN₄.ŠAḪ vs. EZEN₄.GISTIR. To the list of attestations for EZEN₄.ŠAḪ can now be added KBo 47.282 r. Kol. 4'. (2) Though Nakamura dates 53/s to the reign of Tudḫaliya IV due to the name of the scribe, Anuwanza (p. 172), Klinger, StBoT 37, 1996, 38f., and van den Hout, StBoT 38, 1995, 242, have shown that Anuwanza was active also during the entire reign of Ḫattusili III and likely already during that of Muwatalli II. (3) It would be tempting, of course, to restore Gassul(iy)a]wiya in KUB 11.8+9 v 10' (p. 273) and Mursili⁶ in the preceding line. Taki-Šarruma and Ašmu-Šarruma are restored in 13' and 14', and it should have been noted in the commentary that this is done on the basis of KUB 11.10, 8'–11'.

If one compares the corpus of texts and fragments treated by Nakamura with what is now available in S. Košak's Konkordanz at www.hethiter.net, one sees that there remains

places (e.g. Ü.1 i 33) where the restoration does not fit the break. One would also like to see the transliteration ^d10 rather than ^dU.

⁵ CRRAI 47 (2002) 427f.

⁶ In the photo I can see no trace of a LI following the break.

further material for studies complementary to Nakamura's,⁷ which in turn highlights just what a fundamentally important reference tool the Konkordanz has become, as well as just how difficult and uncertain assigning smaller fragments to a particular festival can be. That said, it may be noted that:

KUB 44.37 was attributed to 626.V by Hoffner, JCS 28 (1976) 248, and Badali, TdH 14/1 (1991) 96, though the fragment duplicates Bo 3461, which in turn duplicates KUB 29.5 v 8 (see Rüster, Fs. Otten² [1988] 298 and n. 15), assigned to CTH 634 along with its parallel piece, KBo 45.56; IBoT 4.54 has been joined to KUB 11.34 (626.6.T.III.1.A); KUB 60.165 was joined to Bo 3604 by Popko and duplicates KBo 8.117(+)/KBo 44.137, both of which have been attributed to CTH 626; KUB 58.105(+)/KUB 59.41 (van den Hout, BiOr. 48 [1991] 584) duplicates KUB 58.45+KUB 59.42 (626.VI.6; s. Groddek, DBH 14 [2004] 72); Bo 4697 duplicates KUB 9.16++ and hence can be booked as 626.Ü.1.E; Bo 7689 duplicates KUB 9.16++, and Groddek has suggested that it might belong to the same tablet as KUB 59.2+; KBo 39.64 has been assigned to 626 on the basis of parallels with KUB 25.12 (s. Groddek, DBH 11 [2004] 85); KBo 39.66+KBo 24.85(+)/KBo 24.67 has been joined together and identified as a MH fragment of 626 (Groddek, AoF 25 [1998] 234f.; Nakamura, StBoT 45 [2001] 445); KBo 30.182 duplicates KUB 11.34 v 34ff. (626.6.T.III.1.A) and IBoT 2.101 v 11ff.; KBo 44.128 has been joined to KBo 11.73 (626.4.T.I.1.C; s. Groddek, AoF 31 [2004] 79ff.); I had suggested that KBo 46.181 might belong to the same tablet as KBo 34.161 (626.6.T.III.1.K), and this seems to be confirmed by collation of the originals in Ankara; 1166/v duplicates KUB 9.16++ I 8–13; 386/q has been joined to KBo 11.30 (626.6.T.III.1.B); KBo 14.32 (626.6.T.III.2.C) has been joined to KBo 46.135a and c; 121/s ii 1–9 duplicates KBo 30.50, 4'–14'; KBo 45.40 parallels KUB 11.34+IBoT 4.54 iii 4ff. (626.6.T.III.1.A); KBo 45.110 duplicates KBo 30.98+ Vs.¹ ii 10'ff. (626.4.T.I.1.E); KBo 45.38 parallels KBo 45.37 (53/s; 626.5.T.I.(2)); 104/t was joined by R. Strauß to 245/t and assigned to 626; KBo 45.36 parallels KUB 56.58 (626.VI.5); KBo 45.35 Rs. duplicates KUB 44.9 iv 5ff. (626.6.T.III.1.I); it has been suggested that KUB 20.94 and KBo 39.59 belong to the same tablet as KBo 21.78++ (626.18.T) and that Bo 68/91 and 68/231 belong to the same tablet as KBo 39.62 (626.VI.11; s. Groddek, DBH 11, 78ff.); and finally, Bo 3635, Bo 6818, 1282/u+Bo 69/435, 1285/u (tentatively), Bo 69/840, Bo 97/12, KBo 31.172 (Popko, AoF 30 [2003] 16 and n. 20), KBo 39.65, KBo 42.54 and KBo 45.41 (s. Groddek, DBH 11, 86) have been attributed to CTH 626.

Finally, a short note regarding modern publishing and formatting: As many a harried scholar has experienced in recent years, the camera-ready formatting of a manuscript, previously carried out by the publisher, has become in the computer age a task expected of the author, often with negative consequences for the appearance of many a publication, including the present one.⁸ It is, of course, in the interest of both authors and publishers

⁷ See, e.g. Nakamura himself in StBoT 45 (2001) 443–445.

⁸ Some are merely the occasional typographical errors, some are of a more systematic nature; cf. e.g. the orphaned lines and/or section headings on pp. 21, 65, 84, 115, 117, 139, 171, 186, 259 and *passim*; the widely varying spacing between the line numbers and the text on p. 31f. and *passim*; the conflict between the diacritics and the paragraph dividers on pp. 77 and 241 and elsewhere; the very large spaces between words on p. 87, ll. 9–10 and elsewhere; the lack of justification at the right margin on p. 101; the end of the line of transliteration slipping into the duplicate text apparatus on p. 61; widely varying font sizes among the duplicate text apparatus on p. 17 and elsewhere.

to work together to avoid such aesthetic missteps, and it may be hoped that this matter receives more attention in the future.

These few quibbles aside, M. Nakamura can be commended for presenting a thorough edition of a large and difficult festival corpus, a genre that has thus far received considerably less attention than it deserves.

JARED L. MILLER – Mainz

MELCHERT, H. CRAIG (Hg.): *The Luwians*. (Handbook of Oriental Studies, Section 1: The Near and Middle East 68). Leiden/Boston: Brill 2003. xx, 388 S. : 48 ill. 16 × 25 cm. ISBN 90-04-13009-8. Preis: € 94,00.

Unsere Kenntnis des bronzezeitlichen Kleinasien ist in den letzten Jahrzehnten deutlich gewachsen. Immer klarer zeichnet sich ab, dass das hethitozentrische Bild einer differenzierteren Vorstellung weichen muss. Dazu trägt auch der vorliegende Sammelband bei, der eine schmerzliche Lücke schließt. Denn er vermittelt zum ersten Mal eine umfassende Übersicht zu Geschichte, Quellen, Sprache, Religion und Kultur der Luwier, die das spätbronze- wie früheisenzeitliche Anatolien entscheidend geprägt haben.

Eine Annäherung an das Phänomen der Luwier kann nur behutsam erfolgen – was der Herausgeber und Sprachhistoriker H. C. Melchert in seiner „Introduction“ (S. 1–7) zu Recht unterstreicht. Zwar bezeugen uns bereits die frühesten Primärquellen – die hethitischen Gesetze – die Existenz eines „Landes“ *Luyiia* <Lu-ú-i-ia> im zweiten vorchristlichen Jahrtausend. Doch sie lassen offen, ob es sich dabei um einen geographischen, politischen oder ethnischen Begriff handelt. Bei unvoreingenommener Vorgehensweise bleibt so für den Sammelbegriff „Luwier“ beziehungsweise „luwisch“ nur eine linguistische Definition möglich: „With all due reserve we will here use ‚Luwians‘ effectively to mean ‚Luwian-speaking population groups‘.“ (S. 3). Die Vorteile dieser Definition liegen auf der Hand: Sie verknüpft den in vagen Kontexten verwendeten Begriff „Luwier; luwisch“ mit einem klaren materiellen Befund: den luwischen Sprachresten, die sich einerseits durch Verweise in den Primärquellen (vgl. heth. *lu-ú-i-li* „auf Luwisch“), andererseits durch linguistische Charakteristika eindeutig festlegen lassen.

Folgerichtig konzentriert sich H. C. Melchert im zweiten Kapitel „Prehistory“ (S. 8–26) darauf, die Vorgeschichte der luwischen Sprache nachzuzeichnen. Abgesehen von den unumstrittenen Eckpfeilern – z.B. die Zugehörigkeit der luwischen Sprachen zum proto-anatolischen Zweig der Indogermania – bleibt naturgemäß vieles im Dunkeln. So etwa die Frage, ob die Aufsplitterung des Proto-Anatolischen in einen nordostanatolischen (hierzu das Hethitische und das Palaische) und einen westanatolischen Zweig (hierzu das Luwische) auf kleinasiatischem Boden oder bereits in der früheren Heimat der Proto-Anatolier erfolgte. Es ist Melcherts Verdienst, diese Frage von S. 23–26 umsichtig zu diskutieren. Der Rezensent hält dabei das von Melchert präferierte Szenario (S. 26) für durchaus plausibel: In der Wende des vierten zum dritten vorchristlichen Jahrtausend treffen die Proto-Anatolier (also die Sprachträger des Proto-Anatolischen) aus dem Balkan über den Bosphorus in Kleinasien ein. Nach einer Phase gemeinsamer Sprachentwicklung im Nordwesten läutet die Abwanderung der Vorhethiter und -palaer nach Nordosten die sprachliche Differenzierung ein. Verbindlichere Aussagen lassen sich für das zweite Jahrtausend v. Chr. machen, wo Melchert anhand neuer Forschungsergebnisse zweierlei eindrücklich darlegt: Erstens erstreckt sich das luwische Sprachgebiet bereits im

frühen zweiten Jahrtausend von Nordwest-Kleinasien bis nach Nordsyrien. Und zweitens ist der luwische Einfluss auf die hethitische Sprache seit Beginn der Überlieferung beträchtlich und wächst bis in jung-hethitische Zeit stetig. Noch fehlt ein Szenario, das beide Aussagen auf einen Nenner bringt. Der Status der beiden Idiome, ihr gegenseitiges Verhältnis (etwa der Umstand, dass die hethitischen Könige sich für ihre Monumentalinschriften offenkundig der luwischen Hieroglyphenschrift und zumindest teilweise auch der luwischen Sprache bedienen) sowie ihre (soziale, politische oder religiöse) Funktion bleiben vorerst ungeklärt.

Im umfassenden dritten Kapitel (S. 26–127) versucht T. R. Bryce, die Geschichte der Luwier nachzuzeichnen. Ein solches Unterfangen beginnt traditionellerweise mit einer geographischen Festlegung. Offenkundig von Luwiern besiedelte Regionen sind aus den Texten der ausgehenden Bronzezeit unter drei Bezeichnungen präsent: unter dem bereits oben genannten *Luwija*, unter *Arzaya* sowie unter *Lukka*. Das gegenseitige Verhältnis dieser drei Begriffe lässt sich nicht vollends klären: *Arzaya*, das *Luwija* zur Zeit *Hattušilis* I. abzulösen scheint, ist einerseits Benennung einer Region („*Arzaya Minor*“ bzw. „*Arzaya* im engeren Sinne“), die sich zwischen Hermos- und Maeandertal von der Küste ins Landesinnere zieht. Andererseits dient *Arzaya* als Sammelbezeichnung („*Arzaya Maior*“ bzw. „*Arzaya* im weiteren Sinne“) für mehrere auch selbständig bezeugte Regionen Westanatoliens (darunter *Šeḫa* und *Mira*). Nicht unplausibel vermutet Bryce dabei, dass die als *Arzaya* bezeichnete Region das luwische Kernland sowie den Ausgangspunkt für die spätere luwische Expansion – und damit auch für die Ausdehnung des Begriffs *Arzaya* – bildet (S. 40). *Lukka* schließlich siedelt Bryce im Gebiet des antiken Lykiens bis an die westlichen Grenzen Pamphyliens an (S. 41f.). In dieser Bergregion sei eine weitflächige Staatenbildung nicht möglich gewesen. Unter den *Lukka*-Völkern seien also nomadisierende, auf Schifffahrt spezialisierte Clans zu verstehen – eine Vorstellung, die angesichts der regionalen und politischen Verhältnisse im ersten vorchristlichen Jahrtausend nicht abwegig ist.

In der Folge rollt Bryce die geschichtliche Bezeugung der spätbronzezeitlichen Quellen auf. Zu Recht weist er hierbei auf ein methodisches Hindernis: Die Rekonstruktion der luwischen Geschichte im zweiten vorchristlichen Jahrtausend ist nur durch hethitische Texte möglich – die wohl kein neutrales Bild vermitteln (S. 44f.). Nichtsdestotrotz gelingt es Bryce auf plausible Weise, drei historische Grundzüge auszuarbeiten: Erstens präsentiert sich das luwische *Arzaya* über die Jahrhunderte der hethitischen Einflussnahme als unabhängige Größe. Erst *Muršili* II. gelingt es, den Einfluss von *Arzaya* zu Gunsten von *Mira* entscheidend einzudämmen und damit den luwischen Westen verstärkt zu kontrollieren (S. 58ff.). Zweitens ist der luwische Westen in seiner politischen Ausrichtung zunehmend auf den Ägäisraum ausgerichtet. Dies zeigt exemplarisch die Episode um den „Rebellen“ *Pijamaradu* (S. 67ff.): Dieser treibt unter *Muḫatalli* II. und *Hattušili* III. im Westen sein Unwesen – offenkundig unter Duldung von *Aḫḫijaya*, hinter dem Bryce der Mehrheit der Experten folgend ein mykenisches Staatsgebilde erkennt (S. 76ff.). Drittens schließlich scheint der zu großen Teilen luwisch besiedelte Südosten – konkret die politischen Einheiten *Kizzuwatna* (mehrheitlich das klassische Kilikien) und *Tarḫuntašša* (mehrheitlich das klassische Pamphylien) – im Gegensatz zum Westen schon früh und unverändert stabil der hethitischen Einflussphäre anzugehören (S. 89ff.). Diese drei Grundzüge bilden eine plausible Grundlage für die im ersten Jahrtausend vorliegende Situation.

Allerdings führt die Lektüre der Kapitel zur eisenzeitlichen Entwicklung (S. 93–127) – wohl entgegen der Absicht des Autors – ein Paradox vor Augen: Obschon die Forschung sich nunmehr auf eine Vielzahl voneinander unabhängiger Quellen stützen kann, wird das

historische Bild nicht deutlicher. Die vordringliche Frage lautet dabei: Besteht nach dem Ende des hethitischen Großreichs beziehungsweise nach *Šuppiluliuma* II. eine politische Kontinuität? Für Bryce ist die Antwort bedingt positiv. So hat der in den hieroglyphenluwischen (im Folgenden: hluw.) Inschriften von Karadağ-Kızıldağ als „Großkönig“ intitulierte *Hartapu* die Nachfolge von *Hatti* übernommen (S. 93 ff.). Durch *Hartapu* verlagert sich das politische Schwergewicht zu Beginn der Eisenzeit endgültig in die Region um *Tarhuntašša*, die bereits seit späthethitischer Zeit zunehmend an Bedeutung gewinnt (S. 91 ff.). Ein frühes neohethitisches Zentrum konstituiert sich ferner in Tabal, einer ebenso bereits in der Bronzezeit von Luwiern besiedelten Region südlich des Halysbogens (S. 97 ff.). Tabal wird früh in einer ungünstigen Pufferposition zwischen Phrygern (und Kimmeriern) im Norden sowie Assyriern im Süden aufgerieben und verschwindet im siebten vorchristlichen Jahrhundert aus den klassischen Quellen. Ergänzend sei zur Kontinuitätsfrage auf die Hinweise von Sanna Aro im siebten Kapitel (S. 297 f.) verwiesen: Auch in Karkemiš lässt sich eine hethitische Sekundogenitur feststellen, die den Kollaps des späthethitischen Reichs überlebt und in der Folge in die Eigenständigkeit übergeht.

In der Folge konzentriert sich das Interesse des Autors auf Kilikien und Lykien (S. 101 ff.). Beide Regionen bezeugen bis in hellenistische Zeit einen hohen Anteil an luwischen Anthroponymen, woraus Bryce auf einen ebenso hohen Anteil luwischstämmiger Bevölkerung schließt. Während für den östlichen Teil Kilikiens (klass. *Cilicia Campestris*, assyr. *Que*) eine neohethitische Dynastie ausreichend bezeugt ist, sind die Quellen für den gebirgigen Westteil (klass. *Cilicia Aspera*) spärlich. Analog verhält es sich mit Lykien: Historische wie archäologische Daten sind für die erste Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. kaum vorhanden, doch die Existenz eines eindeutig luwischen Idioms – des in griechischem Alphabet festgehaltenen Lykisch – bezeugt den luwischen Charakter dieser Region. Angesichts der spärlichen Quellenlage unterliegt Bryce der Versuchung, auch die griechische Mythologie zur historischen Rekonstruktion heranzuziehen. Die Resultate sind allerdings fragwürdig: Beispielsweise lässt sich die aus Homers *Ilias* gewonnene Behauptung, kretische Einwanderer (die Termilen) hätten sich in Lykien niedergelassen (S. 110 ff.), in keiner Weise anderweitig stützen. Ein weiterer Vorwurf, der dem Autor nicht zu ersparen ist: Die Darstellung der luwischen Geschichte des ersten vorchristlichen Jahrtausends gestaltet sich zunehmend „lykozentrisch“ (S. 107–124). Dies ist insofern bedauerlich, als im ersten Jahrtausend auch andere Regionen luwisches Sprachgut bezeugen: so etwa das antike Karien, dessen Sprachdenkmäler seit ungefähr einem Jahrzehnt endgültig entziffert sind.

So präsentiert sich das Bild der luwischen Geschichte der frühen Eisenzeit fragmentarisch. Es sind vordringlich zwei Fragen, die vorerst unbeantwortet bleiben und sich auch implizit in Bryces Schlussbemerkungen stellen (S. 124 ff.): Erstens die Frage nach der Rolle, welche die luwischstämmige Bevölkerung in der Endphase des hethitischen Großreichs einnimmt. Zweitens die Frage, ob, in welchem Ausmaß und auf welche Weise sich die luwischstämmige Bevölkerung um die Jahrtausendwende nach Südostanatolien und Nordsyrien ausbreitet. Die Zurückhaltung, die Bryce bezüglich letztgenannter Frage äußert, wird übrigens nicht von allen Autoren des Bandes geteilt (s. etwa die Bemerkungen von Aro im siebten Kapitel, S. 283).

Das vierte Kapitel aus der Feder von J. D. Hawkins (S. 128–169) widmet sich der luwischsprachigen Überlieferung. Im Zentrum der Darstellung stehen die hluw. Quellen (wobei S. 147 ff. zum neohethitischen Corpus eine unverzichtbare Ergänzung zum historischen dritten Kapitel darstellt) und die Geschichte ihrer Schrift. Als gesichert gilt heute, dass die frühesten hluw. Inschriften aus den letzten drei Generationen des hethitischen Großreichs (also dem 13. Jh. v. Chr.) stammen (S. 138 ff.; zu möglichen Vorstufen S. 166 f.).

Da manche dieser Inschriften rein logographisch verfasst sind, ist in Theorie eine Lesung in hethitischer Sprache möglich. Gleichzeitig sind die längeren Inschriften aus der Zeit *Tudḫaliyas* IV. und seines Sohnes *Šuppiluliuma* II. eindeutig in luwischer Sprache abgefasst. Die historisch relevante Frage, ob die hluw. Schrift auch für die Schreibung hethitischsprachiger Texte gedient hat, muss demnach offen bleiben (S. 140f.). Die Darstellung von Hawkins brilliert auch in der Folge durch ihre diachrone Perspektive: so etwa die übersichtliche Aufzählung grafischer Unterschiede zwischen frühen und jungen Inschriften (S. 155ff.) oder die ausgewogen präsentierten Überlegungen zu den Ursprüngen des hluw. Schriftsystems (S. 166ff.).

Im fünften Kapitel präsentiert der Herausgeber H. C. Melchert (S. 170–210) einen Abriss der luwischen Sprache(n) und deren Grammatik. Besonders beeindruckt bereits zu Beginn die Bemerkungen zu einer möglichen dialektalen Vielfalt innerhalb der luwischen Sprachen (S. 171ff.). Die vorsichtig vorgebrachte These (S. 172f.), das luwische Sprachgut in hethitischen Texten (etwa die „Glossenkeilwörter“) könnten einer dem Hluw. nahestehenden Dialektschicht entspringen (und damit dem Keilschriftluwischen fern stehen), ist von hoher historischer Relevanz. In der Folge arbeitet Melchert die klassischen Bereiche der Grammatikbeschreibung ab: An die Behandlung von Phonologie und Morphologie schließt sich so auch eine umfassende Darstellung der luwischen Syntax an (S. 200–210) – ein besonders nützlich Hilfsmittel, da Angaben zu syntaktischen Zügen der kleineren anatolischen Sprachen in der Fachliteratur ansonsten dünn gesät sind.

Ein Vorbehalt ist allerdings zu signalisieren: Melchert beschränkt seine Darstellung – wie bereits Hawkins im vorhergehenden Kapitel – explizit auf das Keilschrift- und Hieroglyphenluwische. Die jüngeren luwischen Sprachen, wie in erster Linie das Lykische, bleiben so unberücksichtigt, obschon ihre Grammatik in vielerlei Hinsicht deutliche Parallelen zeigt. Der Hintergrund dieser Selbstbeschränkung ist offensichtlich terminologischer Natur: Melchert (wie Hawkins zuvor) gesteht das Attribut „luwisch“ nur den beiden älteren Sprachen zu. Im Falle des Lykischen erkennt er einzig eine dialektale Nähe (S. 176: „That Luwian and Lycian are closely related dialects is not in question.“), im Falle der anderen jüngeren Sprachen zeigt er sich unschlüssig (S. 177: „Our knowledge of Carian, Pisidian and Sidetic is too limited to determine whether they are late forms of Luwian or reflect distinct dialects like Lycian ...“). Angesichts der engen Gemeinsamkeiten, die zumindest zwischen Lykisch und den älteren luwischen Sprachen bestehen und diese klar vom Hethitischen abgrenzen, greift die Einschränkung des Terminus „Luwisch“ auf das Keilschrift- und Hieroglyphenluwische jedoch zu weit. Im Falle der grammatischen Darstellung des Luwischen wird so die Chance vertan, die Leser an aktuellen Erkenntnissen in der Erschließung der lykischen oder karischen Sprache teilnehmen zu lassen. Am Rande sei bemerkt, dass die Haltung von Melchert und Hawkins zu einer Inkongruenz im gesamten Werk führt: denn wie gezeigt räumt die geschichtliche Darstellung von Bryce den Lykern einen prominenten Platz ein (s.o.).

Im sechsten Kapitel widmet sich M. Hutter der luwischen Religion (S. 211–280). Die Überschrift „Aspects of Luwian Religion“ ist bewusst gewählt: Der Autor strebt nach eigenem Bekunden keine umfassende Darstellung an, da ein solches Unterfangen angesichts der fragmentarischen Überlieferung vorerst nicht möglich sei (S. 279: „I have taken a fragmentizing approach to the study of religion ...“). Nichtsdestotrotz vermag die Darstellung Hutters wesentliche Züge der luwischen Religion – wohl korrekter: der religiösen Praxis in den von Luwiern bewohnten Gebieten – auszuarbeiten und einen profunden Überblick zu liefern. Kennzeichnend für die Situation im zweiten vorchristlichen Jahrtausend ist hierbei die starke regionale Zersplitterung: Das Pantheon besteht nur aus wenigen Hauptgottheiten, die zum Teil in lokalen Ausprägungen belegt sind (S. 218–232).

Auch lässt sich beobachten, dass luwische Gottheiten nach regionalen Präferenzen ins hethitische Pantheon aufgenommen werden: die Gottheiten von *Kizzuḫatna* und dem „Unteren Land“ werden integriert, diejenigen aus *Arzawa* und *Lukka* bleiben fern (S. 215 ff.). Hierzu passt, dass die hethitische Ritualpraxis sich ganz gezielt regionaler Spezialitäten bedient: So scheint beispielsweise *Arzawa* eine erhöhte Kompetenz in der Abwendung der Pest zu besitzen (S. 234 ff.).

Ein weiteres Charakteristikum luwischer Religion des zweiten Jahrtausends v. Chr. ist der – regional einmal mehr unterschiedlich ausgeprägte – Einfluss fremder Traditionen: *Kizzuḫatna* beispielsweise zeichnet sich durch eine religiöse Symbiose luwischer und hurritischer Kultpraktiken aus (S. 250 ff.). Dies erschwert die Beantwortung der Frage, in welchem Maße die luwische Tradition im ersten vorchristlichen Jahrtausend fortlebt (S. 270 ff.). Götterbenennungen bleiben zwar erhalten, werden aber mit neuen Inhalten und Funktionen gefüllt. Nach Hutter etabliert sich in den neohethitischen Staaten so eine stark von aramäischen und nordsyrischen Einflüssen geprägte Mischreligion (S. 279). Obschon dieser Befund vieles offen lässt und in den Einzelheiten zu präzisieren ist, ist es das Verdienst des Autors, damit klare Perspektiven für die zukünftige Forschung eröffnet zu haben.

Im siebten und letzten Kapitel sammelt Sanna Aro die archäologischen Befunde – konkret die großen Monumente und Denkmäler, nicht aber die handwerklichen Kleinfunde (S. 285) –, um ein konsistentes Bild der luwischen Kunst und Architektur zu zeichnen (S. 281–337). Das Unterfangen ist nicht einfach. Denn in der bisherigen Forschung werden die kulturellen Überbleibsel der Region mit dem Etikett „hethitisch“ beziehungsweise für das erste Jahrtausend v. Chr. „neohethitisch“ oder „syro-hethitisch“ versehen. Auf Grund der großen stilistischen Einheitlichkeit ist die Frage nach der Existenz einer luwischen Kultur und ihren materiellen Überbleibseln bis anhin nicht gestellt worden (S. 281). Hier will Aro einen Schritt weitergehen: Als „luwisch“ klassifiziert werden archäologische Befunde aus Regionen, die gleichzeitig hluw. Inschriften belegen. Dieses Verfahren hat zwei Nachteile: Erstens beschränkt es die Darstellung auf die Eisenzeit. Zweitens geht es von der Prämisse aus, dass luwische Sprachzeugnisse gleichzeitig die Existenz einer luwischen Bevölkerung und Kultur belegen (s. hierzu die kritischen Bemerkungen von M. Hutter auf S. 264: „We must be aware that the Hluwian inscriptions cannot be taken as a direct proof that everything that is written in these texts in *Luwian language* also refers to *Luwian culture*.“). Nichtsdestotrotz ist Aros Weg der vorerst einzig gangbare, um zumindest die Kultur im luwischen Umfeld präziser als bislang zu erfassen – zumal die Erforschung bronzezeitlicher luwischer Zentren (z. B. in *Arzawa*) trotz erster verheißungsvoller Resultate noch in den Kinderschuhen steckt (S. 285 ff.). Nach einem nützlichen Rückblick auf die Datierungsprobleme (S. 293 ff.) listet Aro die relevanten architektonischen Denkmäler und Monumente getrennt nach Fundorten auf (S. 298 ff.). Dieses Inventar bringt zum Verständnis der vorherigen Kapitel manch wichtige Ergänzung: vgl. exemplarisch S. 317 ff., welche die im sechsten Kapitel, S. 220 ff. beschriebenen Charakteristika des luwischen Sturmgottes *Tarḫunzaš* mit materiellen Befunden unterlegen.

Den Band beschließen, wie nicht anders erwartet, ein aktuelles Literaturverzeichnis, umfangreiche Indices sowie über 30 Abbildungen.

Nach der relativ detaillierten Besprechung der einzelnen Kapitel ist das Fazit schnell gezogen: Der vorliegende Band trägt das Etikett „Handbuch“ mit voller Berechtigung. Er präsentiert auf gleichbleibend hohem Niveau den aktuellen Stand der Forschung und füllt damit eine lang beklagte Lücke. Fortan wird dieser Band als unverzichtbares Hilfsmittel dienen, um Eingang in das bislang wenig zugängliche Thema der Luwier zu finden.

PAYNE, ANNICK: Hieroglyphic Luwian. (Elementa Linguarum Orientis 3). Wiesbaden: Harrassowitz, 2004. xiv, 212 S. 17 × 24 cm. ISBN 3-447-05026-8. Preis: € 29,80.

Fast scheint es so, als habe die Wissenschaft zu Beginn des neuen Jahrtausends die Luwier als Forschungsgegenstand entdeckt. Dieser Eindruck, der durch die auffällige Häufung an Publikationen erweckt wird, täuscht selbstverständlich. Tatsache ist aber: J. D. Hawkins' Gesamtausgabe der früheisenzeitlichen hlw. Inschriften, die im Jahre 2000 auf den Markt kam (J. D. Hawkins, *Corpus of Hieroglyphic Luwian Inscriptions. Volume I: Inscriptions of the Iron Age*, Berlin/New York 2000), hat einen Forschungsstau aufgelöst. Denn bis anhin waren die Zeugnisse der neohethitischen und nordsyrischen Staatsgebilde nur in zahlreichen einzelnen und/oder wenig verlässlichen Editionen greifbar.

Damit geraten die in luwischer Hieroglyphenschrift verfassten Primärquellen ins Blickfeld der historischen Forschung. Hier setzt die vorliegende Publikation von A. Payne an. Sie präsentiert sich als kurz gefasstes Lehrbuch in die Realia, Sprache und Texte der hlw. Inschriften. Besondere Vorkenntnisse der anatolischen Sprachen (etwa des Hethitischen oder des Keilschriftluwischen) sind zum Verständnis des Bands nicht erforderlich.

Darin manifestiert sich der wesentliche Unterschied zum oben besprochenen Handbuch „The Luwians“ unter der Herausgeberschaft von H. C. Melchert (das Payne *nota bene* auch als wesentliche Grundlage zitiert). Die darin enthaltenen Kapitel vier und fünf zu Schrift und Sprache sind durchwegs informationsreicher und liefern eine differenziertere Darstellung als die vorliegende Schrift. Dies scheint von der Autorin allerdings beabsichtigt. Denn im Gegenzug liefert Payne auf hundert Seiten (S. 43–142) kommentierte und übersetzte Leseproben sowie umfangreiche Vokabularien, Zeichenlisten und Indices.

Im einzelnen präsentiert Payne zwölf Inschriften, die für die Sprache und ihren Kontext repräsentativ sein sollen. Die Inschriften sind allerdings nicht gemäß inhaltlichen oder chronologischen Gesichtspunkten angeordnet, sondern einzig gemäß zunehmender lexikalischer und grammatischer Komplexität. Ferner verzichtet die Autorin auf Textproben aus der ersten, bronzezeitlichen Epoche, da diese in hohem Maße logographisch sind. Diese Auswahl unterstreicht den didaktischen Anspruch der vorliegenden Schrift – wie übrigens auch übersichtliche Verweise auf Standardliteratur sowie einzelne Übersetzungsübungen.

Im Ganzen stellt Paynes Arbeit somit ein sauber gestaltetes und daher empfehlenswertes Sprachlehrmittel dar, das in erster Linie ein mit den anatolischen Sprachen wenig vertrautes Zielpublikum anspricht. Als Handbuch und Nachschlagewerk ist es hingegen nur bedingt tauglich. Fortgeschrittene Leser werden vielmehr rasch zu umfassenderen Gesamtdarstellungen greifen wollen, um das durch Payne vermittelte Wissen in linguistischem, historischem und sozialem Kontext zu situieren.

IVO HAJNAL – Innsbruck

GEYER, BERNARD and JEAN-YVES MONCHAMBERT: La basse vallée de l'Euphrate syrien du Néolithique à l'avènement de l'Islam. Mission archéologique de Mari 6. (Bibliothèque archéologique et historique 166). Beyrouth: Institut français du Proche-Orient, 2003. 2 volumes. vi, 321, [6] and 276, [6] pp. : ill. 22 × 28 cm. ISBN 2-912738-24-5.

In recent decades it has become increasingly important for the archaeologist's tool-kit to include the survey of archaeological sites. In the Near East this usually entails the bringing together of archaeological surveys, associated geomorphology, as well as various types of landscape studies. The advantage of such approaches is that they provide an overview of broad trends in settlement that can contribute valuable information on long-term trends in demography and settlement. They also contribute a regional context for the interpretation of cuneiform texts. Regional analysis acts as a counterweight to the more detailed, but site specific, information supplied by excavation. This two volume work is just such a study in which archaeological settlement, geoarchaeology and landscape information are supplied for an area that is fundamental to our understanding of the Bronze Age civilization, namely the Syrian Euphrates Valley in the vicinity of Mari (Tell Hariri).

The project was launched in 1982 at the instigation of Jean-Claude Margueron as a study of the region of Mari, but clearly the aims became rapidly more ambitious so that eventually the surveys covered an area of the Euphrates Valley in Syria extending almost 150 km upstream from the Iraq-Syrian border at Abu Kemal. The research discussed was carried out between 1982 and 1990, and in addition to providing data on long-term trends in settlement, these two volumes discuss hydraulic agriculture, geoarchaeology, and landscapes viewed over a period of some 10,000 years. The survey did not take place in *terra incognita*, but rather built upon an earlier survey by K. Simpson of the Khane/Terqa area conducted as part of the research for a University of Arizona PhD dissertation (Simpson 1983). Although the present survey was not an intensive survey in the modern sense of the word it does provide a mass of data that is fundamental to an understanding of the Mari region as well as neighbouring areas.

Following an introduction by Bernard Geyer and Jean-Yves Monchambert, Chapter I (by Besançon and Geyer) outlines the physical geography and Quaternary geomorphology of the lower Euphrates valley in Syria. Chapter II by Geyer continues this theme by providing a geographical framework for the region as well as an outline of the processes of evolution of the Euphrates Valley, the role of the Euphrates, and other factors. The fundamental data on the archaeological sites recorded is then presented in Chapter III by Geyer and Monchambert. Although given in the form of a catalogue, this data is complemented (in Chapter IV by Monchambert) by nearly 70 pages of narrative commenting upon the archaeological sites themselves, long-term trends in settlement and other information. This copiously illustrated chapter provides an excellent context for the interpretation of the sites themselves. The interpretation of the Mari region requires an understanding of the nature of the past irrigation systems, and this is supplied in Chapter V (by Geyer and Monchambert), which brings together field and textual data to describe the hydraulic management of the region. The final Chapter (VI) then brings the results of the previous chapters together to provide an overview of long term trends in regional settlement and the evolution of the terrain. Finally, volume II presents a large amount of basic data, such as lists of sites, pottery and artefact drawings and related materials to provide a fundamental data base for the project as a whole.

Although parts of this massive two-volume report have appeared elsewhere (such as in the journal *Paléorient*), we are treated here with a presentation that enables the textual, ar-

chaeological and geomorphological data to be viewed together. One of the main strengths of these two volumes, therefore, is that they provide an integrated overview of a large range of material ranging over history, physical environment, material culture and landscape.

Rather than simply describing the contents of each chapter I will now outline some key themes that emerge from these volumes in the context of regional surveys conducted in recent years in other parts of Upper Mesopotamia. Fundamental to an understanding of the development of the archaeological landscape are processes of landscape formation and destruction. The physical framework of processes of landscape formation are well presented in Chapters I and II which outline the development of the physical landscape and geomorphology in a fairly traditional manner. In order to tie these sequences into a global framework the authors have inserted a table which suggests how the main Quaternary sedimentary units and associated lithic cultural stages correlate with the environmental proxy records and isotope stages derived from ocean cores.

The geomorphological discussion builds on the authors' vast experience in Syria and along the Euphrates valley in particular, and the framework outlined will provide a platform for the next stage of analysis in which new dating techniques and geophysical approaches should provide much more detailed histories of the physical landscape than were hitherto possible.

To understand the landscape history of the Euphrates valley, one first needs to understand as much as possible about the development of the alluvial plain itself. The recognition of alluvial units such as the "holocène ancien" (Qoa) formation considerably aids this task. In Chapter 1 Besançon and Geyer interpret this unit as resulting from the aggradation of fine sediments in the valley that had been eroded along the Euphrates River during the later stages of the Pleistocene. This extensive alluvial member then became progressively occupied during the Holocene by human settlements. Although archaeological sites appear to have been absent from this landscape unit during the PPNB and early ceramic Neolithic (instead known sites of this period are set well back against alluvial fans that fringe the valley below the plateau and cliffs), by the Halaf period a few sites were to be found on the Qoa alluvial plain. There followed a slight increase in such settlement during the Ubaid and Uruk periods with further increases in the Early and Middle Bronze Age (Figs. 9 and 10). Following a slight retraction during the Late Bronze Age (Fig. 12) a dramatic increase in settlement occurred on this plain in the Neo-Assyrian period, followed by further increases or continued dense settlement in the Classical and Roman periods (Figs. 16 and 17).

The trends in settlement laid out by Geyer and Monchambert are extremely important especially when set against the history of settlement of the Euphrates valley further upstream in Turkey and Syria. There, valley floor settlement has usually been overlooked by archaeologists because most sites have been found on the neighbouring Pleistocene terraces. For example, upstream of Zeugma/Birecik in Turkey, settlement of the valley floor appears to have been absent throughout history, whereas downstream of that town we see occasional evidence of settlement upon "flood plain terraces" equivalent to the "holocène ancien" unit of Geyer and Monchambert. Thus between Carchemish and Emar the sites of Jerablus Tahtani, Tell Kabir (near Tell Banat) and Tell Jouweif (near Hadidi) all rest upon enclaves of similar formations. However, most parts of the valley floor are bereft of sites and the Qoa alluvium because they have been swept away or buried as a result of fluvial activity. In addition to these occasional witnesses of past valley floor occupation, fascinating insights into a cultural landscape can be inferred from the cuneiform record (Arnaud 1985–1987). Such records suggest that the alluvial plain in the area of

Emar had, during the Late Bronze Age, been a patchwork of fields, occasional canals, marshes and villages (Mori 2003).

Unfortunately, most of the valley floor landscape inferred from geoarchaeological and textual studies has now been removed by erosion (Wilkinson 2004), or locally covered by sediments (Akkermans 1999). As a result, an entire segment of the Near Eastern landscape has been lost, not only from view but also from the perceptions of archaeologists and ancient historians. Here for the Mari region Geyer and Monchambert provide a detailed record of what may once have existed further upstream prior to its removal.

Overall, chapter IV provides a considerable amount of contextual information on individual sites. This is supported by the excellent series of fold-out maps housed in the back of volume II. These maps show geomorphology, site locations, different classes of sites, modern villages, and so on for the entire project area. The presence of contours at 1 m intervals provides additional information which enables, for example, the presence of irrigation levees and additional branches of the canal systems to be inferred.

Trends in settlement through time are illustrated by graphs detailing both the number of sites according to archaeological periods, as well as various other indicators of site dynamics. The absence of statistics on aggregate site area according to archaeological period means, however, that it is not possible to gain an idea of population trends through time. Histograms of multi-period versus single-period settlement, suggest that there is an increase in single-period sites after the Early Bronze Age, a trend that becomes particularly significant after the classical period. This record parallels what is found in many parts of the neighbouring Jazira where Early Bronze Age sites (in the form of tells) tend to have been occupied during numerous phases, whereas later post-classical sites are much more likely to have been occupied over a short range of time. Curiously, despite the evidence provided on the figures (e.g. Fig. 4) that the largest number of sites was occupied in the Islamic period, there is no map illustrating the distribution of sites of this period. Such a map, as well as being intrinsically interesting, would also have supplied valuable contextual information for any of the Islamic canals discussed in chapter V.

Chapter V, devoted to the topic of canals and water management, is particularly important because it lays out in some detail the various interpretations concerning the canal systems of Mari as well as later sites. I am pleased to see that the text is illustrated by a number of plans, sections and profiles of the canals and channels, which clearly demonstrate the morphology of, for example, spoil banks and infill deposits. It is surprising, however, that no formal excavations were made in the base of any of the channels. Surface remains or bulldozer sections, although useful, are often frustratingly ambiguous for supplying dating evidence of ancient canals. By way of illustration, in the Balikh Valley, when a sounding was excavated in the base of what appeared to be a Middle Bronze Age canal, the stratified pottery recovered from the channel base provided a date for the use of the canal in the Hellenistic/Partho-Roman range, and charcoal from similar levels supplied a radiocarbon date within the Late Roman/Byzantine period (Wilkinson 1998). This exercise suggested that dating hydraulic features from surface evidence alone is somewhat hazardous, and that formalized excavation can frequently improve the quality of dating evidence. Despite such niggles, it is impressive to see the amount of information that has been brought together in this chapter, and this will become an important point of reference to the interpretation of the economic history of Mari as well as later periods.

Chapter VI amplifies the landscape picture outlined in earlier chapters with a series of block diagrams that provide models of landscape development for key points in time. This is clearly laid out in a series of landscape reconstructions which carefully demon-

strate how the valley floor alluvial plain gradually became a cultural landscape as the Holocene evolved.

Overall these two volumes represent a major achievement. They clearly demonstrate how the landscape has changed through the last 10,000 years, and they provide a valuable complement to the record of cuneiform texts and archaeological excavations that have hitherto been the main source of information for the land of Mari.

References

- Akkermans, P. M. M. G. (1999): Pre-pottery Neolithic settlement patterns along the Balikh and the Euphrates, fact or fiction?, in: G. del Olmo Lete/J.-L. Montero Fenollós (eds.), *Archaeology of the Upper Syrian Euphrates: The Tishrin Dam Area*. *Aula Orientalis Suppl.* 15. Barcelona, 523–33.
- Arnaud, D. (1985–1987): *Recherches au pays d'Aštata – Emar 6: Les textes sumériens et accadiens*. Paris.
- Mori, L. (2003): *Reconstructing the Emar Landscape*. *Quaderni di Geografia Storica* 6. Rome.
- Simpson, K. (1983): *Settlement patterns on the margins of Mesopotamia: stability and change along the Middle Euphrates, Syria*. Unpublished PhD dissertation, University of Arizona.
- Wilkinson, T. J. (1998): Water and human settlement in the Balikh Valley, Syria. *Investigations from 1992–1995*, *Journal of Field Archaeology* 25, 63–87.
- Wilkinson, T. J. (2004): *On the margin of the Euphrates. Settlement and land use at Tell es-Sweyhat and in the upper Lake Tabqa area, Syria*. *Oriental Institute Publications* 124. Chicago.

TONY J. WILKINSON – Edinburgh

PFÄLZNER, PETER: *Haus und Haushalt. Wohnformen des dritten Jahrtausends vor Christus in Nordmesopotamien*. (Damaszener Forschungen 9). Mainz: Zabern, 2001. xxii, 419 S., 100 Taf. 26,5 × 19 cm. ISBN 3-8053-2416-2. Preis: 102,00 €.

Die Betrachtungsweise von Peter Pfälzner, die er in seinem Buch über das nordmesopotamische Wohnhaus in der Frühbronzezeit präsentiert, unterscheidet sich von den bisherigen Abhandlungen zu diesem Thema. Die Untersuchungen, deren Ziel es ist, die funktionalen und sozialen Aspekte des Wohnens in den Vordergrund zu stellen, werden auf eine breite theoretische Grundlage gesetzt. Nicht nur das Haus als Bauwerk, sondern alles, was im und um das Haus geschah, wird ausführlich behandelt. Dem Autor geht es auch darum, die Bewohnergruppe und den Haushalt mit seiner sozialen Organisation, Mitgliederzahl und seinen wirtschaftlichen Aktivitäten zu rekonstruieren. Basis dafür sind nicht nur Grundrissbeschreibungen, bauliche Entwicklung des Hauses und seine Ausstattung. Die Architektur ist nämlich nur eine von mehreren Kategorien in den durchgeführten Analysen. Grundlegend ist das Kapitel im Teil II des Buches (S. 8ff.), in dem methodische Voraussetzungen der Untersuchung von Wohnformen präsentiert sind. Es bietet

eine Übersicht verschiedener Theorien und Modelle, die zur Erforschung der gesamten Problematik beitragen können. Zur Erklärung der Ausbildung von Hausformen unterscheidet der Autor ökologische, technologische, bausubstanz-bezogene, kulturelle und gesellschaftliche Ursachen. Den Haushalt unterzieht er funktionaler, ökonomischer, sozialer und symbolischer Analyse. Dieser Überblick bietet also dem Leser eine Zusammenstellung verschiedener Fragestellungen und Gesichtspunkte, die in diesem Umfang erstmalig in der Vorderasiatischen Archäologie zur Sprache kommen. Pfälzner führt uns deutlich vor Augen, dass aus den Fakten, die auf einem breiten theoretischen Fundament basieren, mit Hilfe von differenzierten Materialanalysen und hypothetischen Annahmen eine Vielfalt von Lösungen gewonnen werden kann.

Für die archäologische Analyse schafft der Autor eine Reihe geeigneter Forschungsinstrumente: Festgelegte Begriffe und eindeutige Definitionen sind dabei grundlegend für die vorgenommenen Klassifizierungen und die Rekonstruktion von Prozessen, die zur Entstehung und Transformation archäologischer Reste eines Gebäudes bzw. eines Haushalts führen. Pfälzner stellt überzeugend dar, dass sich der ursprüngliche Zustand eines Haushalts erst durch das Verstehen der Bildung von Bauschutt- und Abfallablagerungen sowie unterschiedlicher Arten von Hausinventaren zufriedenstellend interpretieren lässt.

Neben der Beschreibung von Bautechniken und Gebäudeteilen werden Geräte und Installationen analysiert, deren Existenz und Lokalisierung die funktionale Aufteilung und Bestimmung von Räumen oder Hausbereichen ermöglichen. Dazu gehören auch Keramik und Gebrauchsgegenstände, Pflanzenreste und Tierknochen. Dem Autor geht es nicht nur um eine bloße Rekonstruktion von Haushaltsaktivitäten und Produktionsvorgängen der Hausbewohner, sondern auch um ihr soziales Leben und ihre sich in Spuren ritueller Handlungen und in verschiedener Symbolik manifestierende Weltanschauung.

Dieses Vorgehen und die klar umrissene Zielsetzung werden deshalb möglich, weil die Grundlage für das Werk Ergebnisse seiner eigenen Grabungen in Tall Budairi und in Tall Huwaira bilden. Da Pfälzner seine eigenen Feldforschungen auf konsequente Weise genau und methodisch durchführt, sind die Gewinnung, Aufarbeitung und die vorliegende Interpretation des archäologischen Materials aufeinander abgestimmt. Es gibt allerdings zahlreiche Baubefunde, die sich seinem methodologischen Gerüst entziehen oder nur schwer erfassen lassen, weil sie entweder aus älteren Ausgrabungen (wie Mari und Tall Brak) stammen oder aus teilweise publizierten Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte nur ansatzweise bekannt sind. Unterschiedliche Terminologien und voneinander abweichende Untersuchungsmaßstäbe erschweren hier die Analyse und führen zwangsläufig dazu, dass sich die anschließende Interpretation auf viele Annahmen stützen muss.

Bei der Erforschung der Haushalte greift Pfälzner grundsätzlich auf ethnoarchäologische Ansätze zurück. Zu seinem Apparat gehören ethnographische Analogien, ethnoarchäologische Theorien und eine damit verbundene Modellbildung. Er schreibt darüber: „Aus diesem Grund ist das Studium verschiedener, lebender Kulturen in der archäologischen Theorienbildung sehr wichtig, weil an ihnen die unterschiedlichen Wechselwirkungen der Faktoren, die das menschliche Verhalten und das kulturelle Material prägen, exemplarisch untersucht werden können“ (S. 11). Andererseits ist sich der Autor im Klaren, dass dabei auch Vorsicht geboten ist: „Eine monokulturelle und ethnozentrische Sichtweise kann bei der Interpretation anderer Kulturen irreführend sein“ (S. 12), und weiter „Beispiele verdeutlichen, dass keine monokausalen Zusammenhänge zwischen einer Gesellschaft bzw. Kultur und der Form ihrer Häuser bestehen. Den Hausformen liegt ein System von Ursachen zugrunde, die in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander wirksam sind und sich verändern“ (S. 24).

Allerdings können ethnographische Analogien aus der rezenten nahöstlichen oder afrikanischen Welt und die damit verbundene Modellbildung zur Simplifizierung der Interpretation führen. Im Alten Orient entwickelten sich schon seit dem späten Chalkolithikum differenzierte Siedlungs- und Gesellschaftssysteme. Ihre soziale Organisation und ökonomischen Grundlagen waren unterschiedlich: Neben den dörflichen Siedlungen gab es große Städte, in denen die Wohnhäuser andersartig gebaut und genutzt wurden. Haustypen und Formen änderten sich von Region zu Region, von Epoche zu Epoche, genau wie auch die Umwelt, die Bevölkerungsstruktur und die Tradition. Eine Theorie, die allgemeine kulturelle Entwicklungstendenzen als Maßstab anwendet, liefert im Endergebnis ein verallgemeinertes Weltbild, in dem sich kulturspezifische Differenzen zwangsläufig verwischen.

Bereits in der Einleitung kritisiert Pfälzner die „traditionelle Bauforschung“, indem er ihre vor einem Jahrhundert formulierten evolutionistischen Gedanken angreift. In seiner Arbeit wird sie auf bloße Hypothesen über den Ursprung von Haustypen reduziert. Eine von H. Nissen gemachte Beobachtung bei modernen südmesopotamischen Gehöften reicht ihm als Argument, dass die traditionelle Baugeschichte von Anfang an in der Sackgasse stecke (S. 5). Ein anderes Argument sind seine Beobachtungen der Entwicklung rezenter Bauernhöfe in der syrischen Gazira. Zur Erinnerung: Auch die Bauforscher der ersten Generation wie R. Koldewey, W. Andrae und O. Reuther stützten sich bei ihren Theorien auf die ihnen gut bekannten ethnologischen Beispiele aus Mesopotamien und Syrien.

Der Rezensent, dessen Beiträge zur altmesopotamischen Wohnarchitektur¹ von Pfälzner der traditionellen deutschen Bauforschung zugerechnet werden (S. 4), fühlt sich durch diese Kritik angesprochen. Dass sich die funktionalen Aspekte eines Hauses mit seinem architektonischen Typ und seinem Raumgefüge verbinden lassen, hat er bereits ausführlich erörtert, und er vertritt weiter die in seinen Schriften dargelegte Argumentation. Deshalb soll hier nur kurz Stellung zu einigen Aussagen von Pfälzner bezogen werden. Die Behauptung: „Die traditionelle Bauforschung ermöglichte in den meisten Fällen keine funktionale Deutung von Häusern, weil nur die Bauformen betrachtet wurden“ (S. 16), trifft nicht zu. Die freigelegten Hausinventare – Kleinfunde und Installationen – wurden bei bauhistorischen Untersuchungen durchaus berücksichtigt. Selbstverständlich lassen sich nur aus Inventar-, Installations- und Abfallresten Rückschlüsse auf die funktionale Bestimmung und Gliederung von Wohnflächen gewinnen. Im theoretischen Ansatz der Bauforschung verbirgt sich sehr wohl die von Pfälzner postulierte Methodik der funktionalen und ökonomischen Analyse, auch wenn sie nur implizit genutzt ist. Wenn die Ergebnisse dennoch unvollkommen sind und den theoretischen Vorstellungen des Verfassers nicht genügen, liegt das Problem oft darin, dass die betreffenden Grabungsberichte, meistens älteren Datums, zu wenig Informationen zu den Fundkomplexen liefern, um eine gewiss wünschenswerte, umfassende und vielseitige Analyse durchführen zu können. Zum anderen gibt es in den Perioden und Fundorten, in denen aussagekräftige Schrifturkunden zur Verfügung stehen, die Möglichkeit, eine direkte Beziehung zwischen Text und Bauwerk herzustellen. Dadurch entsteht eine stabile In-

¹ P. A. Miglus, Die räumliche Organisation des altbabylonischen Hofhauses, in: K. R. Veenhof (Hg.), *Houses and Households in Ancient Mesopotamia. Papers Read at the 40^e Rencontre Assyriologique Internationale Leiden, July 5–8 1993* (Leiden 1996) 211–220; ders., *Städtische Wohnarchitektur in Babylonien und Assyrien*. BaF 22 (Mainz 1999).

terpretationsbasis, die bei der Anwendung anderer Methoden berücksichtigt werden muss².

Die von Pfälzer richtig postulierte Bindung der Hausformen an ihre Funktionen, die ihrerseits von Familien- und Gesellschaftsstrukturen bedingt sind, lässt sich gut mit verschiedenen Haustypen in Verbindung bringen, deren Unterschiede als regional oder zeitlich bedingt verstanden werden können. Diese lassen sich an großflächig erschlossenen Wohnvierteln in mesopotamischen Städten wie Tutub (Ḫafāḡa), Ešnunna (Tall Asmar), Ur, Larsa, Assur oder Babylon in einem zweitausendjährigen Zeitraum beobachten. Dabei kann man dort nicht nur charakteristische Baumerkmale definieren, sondern auch eine formale und funktionale Ordnung der Kernräume (wie Zentralraum oder Hof) festlegen oder Verbindungen zur Tempel- und Palastarchitektur aufzeigen. Pfälzner verwirft jedoch typologische Konzepte und Modelle in der Architektur und plädiert dafür, Funktionen von Räumen und Gebäudeteilen in jedem Einzelfall unabhängig zu prüfen. Um die Verwendung einer Typologie, einer der wichtigsten Methoden der archäologischen Synthese, „falsch“, „irreführend“ und „dogmatisch“ zu nennen (S. 134), bedürfte es nach unserer Überzeugung stichhaltigerer Argumente als derer, welche aus seiner Interpretation der Entwicklung einzelner Räume in Gehöften von Tall Budairi gewonnen werden.

Noch eine andere Aussage in „Haus und Haushalt“ beruht wohl auf einem Missverständnis: „Ein Problem der von der deutschen Bauforschung aufgestellten Grundrisstypologie der Wohnhäuser liegt in der Ableitung einiger Haustypen aus der Monumentalarchitektur, d.h. den Tempel- und Monumentalbauten. Auf diese Weise wurden Haustypen erschlossen, die in dieser Form unter den bekannten Wohnhäusern empirisch nicht festgestellt wurden“ (S. 4). Woher kommt diese Behauptung, wenn die Sakral- und Palastarchitektur in dem zu besprechenden Buch überhaupt nicht erforscht werden? Aufgrund der typologischen Verwandtschaft privater und öffentlicher Architektur wurden tatsächlich verschiedene Entstehungshypothesen aufgestellt und es lässt sich nicht immer sagen, auf welche Weise bestimmte Bautypen oder Gebäudearten voneinander profitierten. Auf jeden Fall wurden die ältesten Tempeltypen vom Wohnhaus abgeleitet. Die Wohnarchitektur und die öffentliche Architektur sind eben Teile einer gemeinsamen kulturellen Tradition. Sie entwickelten sich nicht in der Isolation, sondern in einer ständigen wechselseitigen Beziehung, was sich in der städtischen Architektur Mesopotamiens vom III. bis zum I. Jahrtausend gut beobachten lässt³.

Sehr lesenswert ist Kapitel 7, das unterschiedliche Hauskonzepte in der rezenten nordmesopotamischen Architektur beschreibt (S. 71 ff.). Hier werden ethnoarchäologische Modelle aufgestellt, die sich mit bestimmten Bevölkerungsgruppen in Verbindung bringen lassen. Entsprechend werden im Kapitel 14 archäologische Konzepte von Häusern entwickelt (373 ff.), für die im Kapitel 15 verschiedene soziale Gruppen als Bewohner vorgeschlagen sind (S. 381). Diese Zuordnung ist allerdings weitgehend hypothetisch.

² Siehe z.B. die philologische Analyse der Isin-Larsa-zeitlichen Wohnhäuser von Ur bei B. Jahn, *Altbabylonische Wohnhäuser*. *Orient-Archäologie* 16 (2004) 149 („elaboriertes Hofhaus“), als Bestätigung des von Miglus, *BaF* 22 (1999) vorgeschlagenen archäologischen Modells („Hofhaus mit gefangenem Hauptsaal“).

³ Siehe z.B. Miglus, *BaF* 22; ders., *Der Aššur-Tempel des Königs Šamši-Adad I. und die mesopotamische Sakralarchitektur seiner Zeit*, in: J.-W. Meyer/M. Novak/A. Pruß (Hg.), *Beiträge zur Vorderasiatischen Archäologie Winfried Orthmann gewidmet* (Frankfurt 2001) 322 ff.; auch L. Battini/Y. Calvet, *Construction royale, construction privée: La maison B 59 de Larsa, Iraq* 65 (2003) 131 ff.

Zur Haushaltsgröße liefert der ethnoarchäologische Ansatz Widersprüchliches: „Kulturvergleichende ethnologische Studien zeigen, daß weltweit keine generellen Assoziationen zwischen der Anzahl der Räume eines Hauses und der Familienstrukturen bestehen“ (S. 27) – aber: „Die ethnografischen Beobachtungen verdeutlichen jedoch, daß für eine Rekonstruktion der Familienform die Anzahl der Wohnräume bzw. Wohnbereiche eines Hauses wichtige Hinweise liefern kann“ (S. 28), und: „Die Familienform beeinflusst die Zahl der Räume in Häusern.“ (S. 22).

Eine der umfassend diskutierten Fragen betrifft die Einwohnerzahlen altorientalischer Siedlungen. Verschiedene Meinungen dazu stützen sich auf spekulative Berechnungen: Forscher hantieren dabei gewöhnlich mit Werten von 100 bis 400 Personen pro Hektar der Siedlungsfläche oder 7–30 Quadratmeter Hausfläche pro Person. Pfälzner erörtert das Thema „archäologische Demographie“ sehr umfassend und bietet als methodologisches Modell ein Diagramm (Abb. 9). Seinen Berechnungen liegt die Familienform zugrunde: „Verlässlicher als auf der Grundlage der Wohnfläche ist eine Schätzung der Bewohnerzahl an Hand der Anzahl der in einem Haus rekonstruierbaren Kernfamilien. Kulturvergleichende soziologische Studien kommen zu dem Ergebnis, daß Kernfamilien (...) eine annähernd konstante Größe aufweisen.“ (S. 29). Die Größe der Kernfamilie wird mit 5–6 Personen (oder 4–5 als Teil einer erweiterten Familie) angenommen und die erweiterte Familie mit 8–9 Personen (S. 30ff.).

Für einige nordmesopotamische Siedlungen, in denen die von ihm definierten „Parzellenhäuser“ freigelegt wurden, unternimmt Pfälzner einen Versuch, Einwohnerzahlen zu berechnen. Er nimmt an, dass die gesamte bewohnte Fläche dieser Siedlungen mit diesen standardisierten Häusern bebaut war und ermittelt die Durchschnittsgröße eines „Parzellenhauses“ mit 134 m². Als zweiter Mittelwert wird die Größe der Kern- und erweiterten Familien auf 5 bis 6 Personen veranschlagt (S. 399). Auf dieser Grundlage berechnet Pfälzner Einwohnerzahlen in Tall Salankahiya, Tall Ḫalawa A, Tall Ḫuwaira und Tall Ṭaya, die bei der Berücksichtigung der Gesamtfläche der Siedlung (oder geschätzten Fläche der Wohnbereiche) dann einer Siedlungsdichte von 353 (408), 359 (410), 347 (410 bzw. 369 (410) Personen pro Hektar entsprechen. Im Endeffekt spielt also in der Berechnung die angenommene durchschnittliche Grundstücksgröße eine entscheidende Rolle. Die daraus resultierende Genauigkeit steht im deutlichen Kontrast zur Analyse von J. N. Postgate, der die Frage nach den Einwohnerzahlen im frühbronzezeitlichen Südmesopotamien stellt. Seine Antwort ist eher ernüchternd: „To sum up: the answer to the question of our title seems to be ‘between 248 and 1205 Sumerians per hectare at Abu Salabikh in the mid third millennium, provided we have not made any false assumptions’“⁴.

An mehreren Stellen des Werkes wird der Ahnenkult erwähnt. Der Autor misst ihm eine Schlüsselstellung im Familienleben zu und benutzt ihn gern bei der Interpretation von Funden und Installationen (S. 169ff.). „Der Ahnenkult ist in Mesopotamien seit altbabylonischer bis in neuassyrische und spätbabylonische Zeit inschriftlich umfangreich belegt“ schreibt er (S. 170) in Berufung auf das Buch von A. Tsukimoto über die Totenpflege⁵. Tsukimoto selbst konstatiert jedoch weniger optimistisch: „Über den Totenkult im alten Mesopotamien – sowohl Ahnenkult als auch die Totenverehrung –, lassen die Texte zu wenig präzise Angaben zu. Wir sind nicht in der Lage, eine so intensive Unter-

⁴ J. N. Postgate, How Many Sumerians per Hectare? Probing the Anatomy of an Early City, CAJ 4 (1994) 47ff. (Zitat S. 64).

⁵ A. Tsukimoto, Untersuchungen zur Totenpflege im alten Mesopotamien. AOAT 216 (1988).

suchung wie bei den Ethnologen, die in einer Stammesgesellschaft mitleben, zu leisten.“⁶ Pfälzner lässt uns im Unklaren darüber, ob nun nach seiner Auffassung alle Spuren ritueller Handlungen im Haus mit dem Ahnenkult zusammenhängen oder nur die, welche mit Tod, Bestattung sowie späterer Totenpflege und Totenverehrung in Verbindung stehen⁷.

Ein Beispiel ist die Interpretation der im und um den „Kleinen Antentempel“ von Tall Huwaira gefundenen sog. Beterstatuetten. Der Autor konstatiert zuerst: „Sowohl zeitlich als auch räumlich unterliegt die Zuordnung der Statuetten zu ihrem systemischen Kontext folglich einer großen Unsicherheit“ (S. 251), setzt sich aber über die eigenen Bedenken hinweg und postuliert eine Verbindung dieser Figuren mit dem Ahnenkult (S. 350–352)⁸. Dabei folgt er auch einer Hypothese von A. Moortgat, der den frühdynastischen Ninni-za-za-Tempel in Mari für eine Stätte des Ahnenkultes hielt: Die dort gefundenen Beterstatuetten sollten Objekte ritueller Verehrung im Rahmen eines nicht näher erläuterten westsemitischen Totenkultes gewesen sein, den Moortgat auch in Tall Huwaira „glaubte vermuten zu dürfen“⁹. Diese nur schwer nachvollziehbare Vermutung betrachtet Pfälzner jedoch als bewiesen: „Während Statuetten in Mari aber Zeugnisse eines «offiziellen», staatlichen Ahnenkultes sind, können die Ahnenstatuetten in Tall Chuëra (...) als Vertreter eines häuslichen Ahnenkultes angesehen werden“ (S. 252). Die Frage, ob die Beterfiguren in Tall Huwaira selbst hergestellt oder ob sie von einem anderen Ort hierher gebracht wurden, wird nicht gestellt.

Die Beterstatuetten bilden eine besondere Kunstgattung und gehören in Fundorten des Diyala-Gebietes, in Nippur, in Assur und in Mari zu Tempelinventaren¹⁰. Etwa 15 % des bekannten Bestandes tragen Inschriften und diese beinhalten solche Angaben wie Perso-

⁶ Tsukimoto, AOAT 216, 21 f.

⁷ Tsukimoto, AOAT 216, 20 ff., unterscheidet hier unter dem allgemeinen Begriff zwei verschiedene Gebräuche: Ahnenkult und Totenverehrung. Ähnlich J. Tropper, Nekromantie. Totenbefragung im Alten Orient und im Alten Testament. AOAT 223 (1989) 4 ff.

⁸ Nach A. Moortgat, Frühe kanaänisch-sumerische Berührungen in Mari, BaM 4 (1968) 221–231, und R. Mayer-Opificius, Gedanken zur Bedeutung frühdynastischer Rundbilder, in: G. Mauer/U. Magen (Hg.), Ad bene et fideliter seminandum. AOAT 220 (1988) 247–268.

⁹ A. Moortgat, Rezension: A. Parrot, Les temples d'Ishtar et de Ninni-zaza. MAM III. BAH 86 [1967], ZA 60 (1970) 234.

¹⁰ E. Strommenger, Das Menschenbild in der altnesopotamischen Rundplastik von Mesilim bis Hammurapi, BaM 1 (1960) 1 ff.; E. Braun-Holzinger, Frühdynastische Beterstatuetten. ADOG 19 (Berlin 1977) 8, 16 ff.; dies., Mesopotamische Weihgaben der frühdynastischen bis altbabylonischen Zeit. HSAO 3 (Heidelberg 1991) 219 ff. Die Hypothese von Moortgat wurde bereits von J. Börker-Klähn, Eine folgenreiche Fundbeobachtung in Mari, ZA 69 (1979) 226, in Frage gestellt. Mayer-Opificius, AOAT 220 (1988), führt jedoch den Gedanken von Moortgat weiter und teilt die Fundgattung in zwei funktionale Gruppen, von denen sie die nordmesopotamische (Mari, Assur, Tall Huwaira) mit dem Ahnenkult in Verbindung bringt. Sie spricht in diesem Zusammenhang von „Totenopfer vor Fürsten und ihrem Gefolge im Tempel“ (dort S. 267). Die von ihr benutzten Argumente sind nicht immer schlüssig; die Feststellung, dass die Beterstatuetten in den nordmesopotamischen Tempeln auf Libationsbänken standen, ist völlig hypothetisch – keine einzige wurde in der ursprünglichen rituellen Position gefunden.

nenname, Filiation, Titel, Beruf; ein Teil der Figuren trägt eine Weihung an eine bestimmte Gottheit, manchmal für das Leben des Beters oder seines Herrschers. Es sind also Weihfiguren und nicht Kultbilder. Bei keiner einzigen Statuette lässt sich nachweisen, dass sie nach dem Tod des dargestellten Menschen oder in Verbindung mit der Totenpflege hergestellt wurde. Statuen, die mit dem (Toten)kult in Verbindung stehen, wie die Statue B von Gudea oder die, welche in den Texten der Akkade- und Ur III-Zeit sowie der altbabylonischen Zeit erwähnt sind, sind Herrscherstatuen¹¹. Hierzu kommt wohl auch noch die Statue des verstorbenen Tūramdagān von Mari¹². – Steinfiguren hingegen, die in Häusern von Tall Ḥalawa zutage kamen und nach Pruß „als Ahnenfiguren oder (wenig wahrscheinlich) als Götterbilder“ im häuslichen Kult Verwendung finden konnten¹³, bilden eine besondere Gattung und unterscheiden sich formal von den Beterstatuetten. In Salankahiya kommen sie vermutlich in Wohnhäusern und wohl in Gräbern vor¹⁴, während ähnliche Funde im benachbarten Wuraida aus geplünderten Gräbern stammen. Diese lassen nach W. Orthmann und E. Rova auf eine Besonderheit der Bestattungssitte in den zu Salankahiya gehörenden Friedhöfen schließen¹⁵. Sie stehen also offensichtlich mit dem Totenkult in Verbindung und könnten möglicherweise als Ahnenfiguren interpretiert werden.

Die Feststellung, dass die Beterstatuetten aus dem „Kleinen Antentempel“ in Tall Ḥuwaira Ahnenbilder seien, hat Folgen für die Erklärung der dort gefundenen Gefäßständer: „Da die Statuetten als Ahnenfiguren interpretiert werden, liegt es nahe, auch diese figürlich verzierten Ständer mit dem Ahnenkult in Verbindung zu bringen“ (S. 191). Ein einfacher Gefäßständer aus einem Haus, in dem ein Postament als „Ahnenaltar“ interpretiert wurde, „weist darauf hin, dass auch unverzierte Beispiele von Ständern in Zusammenhang mit Ahnenkult verwendet werden konnten“ (S. 191). In der Schlussfolgerung werden die Ständer in Tall Ḥuwaira als Geräte vorwiegend kultischer Verwendung bezeichnet, während die aus Tall Ḥalawa als gewöhnliche Gebrauchsgegenstände aus der häuslichen Vorratshaltung angesehen werden.

Bei der Interpretation zweier frühbronzezeitlicher „Hausmodelle“ aus Mari (S. 252 ff.) beruft sich der Verfasser auf eine Hypothese von K. van der Toorn¹⁶, der die in spätbronzezeitlichen Wohnhäusern von Emar gefundenen „Turmmodelle“ aus Terrakotta als Nachbildungen von Häusern verstorbener Familienmitglieder erklärt. Folglich sollen auch die Objekte aus Mari als offensichtliche „symbolische Verkörperung eines Ahnenhauses“ verstanden werden. Mühelos wird dabei eine Zeitspanne von etwa einem Jahrtausend überbrückt; über die offensichtlichen formalen Unterschiede der beiden unterschiedlichen Fundgruppen wird hinweggesehen.

Vorschnelle Rückschlüsse findet man auch zu Tierfiguren und Wagenmodellen aus gebranntem Ton: „Einige Wagenmodelle sind sogar teilweise auf der Töpferscheibe ge-

¹¹ Braun-Holzinger, HSAO 3 (1991) 228 f.

¹² W. Nagel in: W. Nagel/E. Strommenger/Ch. Eder, Von Gudea bis Hammurapi (2005) 116 ff.

¹³ A. Pruß in: J.-W. Meyer/A. Pruß, Ausgrabungen in Halawa 2. Die Kleinfunde von Halawa A (Saarbrücken 1994) 210.

¹⁴ M. van Loon, First Results of the 1967 Excavations at Tell Selenkahiye, AAAS 18 (1968) 27.

¹⁵ W. Orthmann/E. Rova, Gräber des 3. Jahrtausends v. Chr. im syrischen Euphrattal 2: Ausgrabungen in Wreide (Saarbrücken 1991) 63 ff.

¹⁶ K. van der Toorn, The Domestic Cult at Emar, JCS 47 (1995) 37 f.

formt [Anm.]. Aus diesem Grund ist eine gemeinsame Herstellung von Wagenmodellen und [handgeformten – Rez.] Tierfiguren unwahrscheinlich, was auch ihre funktionale Zusammengehörigkeit in Frage stellt“ (S. 257f.). Die beiden Fundgattungen werden vorläufig der „Kategorie der Unterhaltung [innerhalb] der häuslichen Aktivitäten“ zugerechnet (S. 257. 259).

Mit einer Methode oder einer Theorie lassen sich nur Teilaspekte des menschlichen Handelns erklären, das sich im archäologischen Material oft undeutlich widerspiegelt. Erst durch eine vielseitige Anwendung verschiedener Methoden kann die altorientalische Wohnkultur ausreichend erklärt werden. Pfälzner bringt tatsächlich mit seinen Vergleichen und Analysen neues Licht in die Erforschung des altorientalischen Hauses, vor allem seiner ökonomischen und sozialen Aspekte. Auch die Tradition und Religion werden gebührend behandelt. In seinen Urteilen ist er jedoch manchmal unvorsichtig, vor allem dort, wo er unbegründet und voreilig andere Forschungsansätze und frühere Forschungsergebnisse ablehnt, weil sie mit seinen Vorstellungen nicht übereinstimmen. Irritierend ist in vielen Fällen sein lässiger Umgang mit Fakten gepaart mit Argumenten, die den methodischen Anspruch seines Werkes untergraben.

PETER A. MIGLUS – Heidelberg

WERNER, PETER: Tall Munbāqa–Ekalte III: Die Glyptik. Mit Beiträgen von Rainer M. Czichon und Ruth Mayer-Opificius. (WVDOG 108). Saarbrücken: Saarbrücker Druckerei und Verlag, 2004. XV + 62 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 52 Tafeln. 24 × 35 cm. ISBN 3-930843-83-8. Preis: € 48,00.

Dieser Band enthält die Bearbeitung der Siegel und Siegelabrollungen aus Munbāqa, die während der Ausgrabungen unter Leitung von E. Heinrich und später D. Machule (1970–1971 und 1979–1994) geborgen wurden; ausgeklammert bleiben die Funde der Kampagnen 1973, 1974 und 1977.

Das Material kommt zur Hauptsache aus Schichten zweier Perioden: Frühe und Späte Bronzezeit.

Aus der Frühen Bronzezeit stammen drei Rollsiegel (Nr. 4492–94) und sieben Siegelabrollungen auf Gefäßen (Nr. 4495–4501), wie sie während der späten FBZ in Syrien und Palästina weit verbreitet waren. Von letzterer Dekorationsart setzt R. M. Czichon die eher lokale „Rollstempelkeramik“ ab, deren Gefäße umlaufend mit geometrischen Bändern verziert sind, die mittels reliefierter Walzen hergestellt wurden (Nr. 4502–22), wie ein Exemplar aus Ton (Nr. 4523) gefunden wurde.

Zu den drei Rollsiegeln gehört ein qualitätvolles akkad-zeitliches Siegel (Nr. 4492) mit der Darstellung eines Götterkampfes, innerhalb dessen ein selten belegter Göttertyp auftaucht. Der Unterleib einer im Zweikampf unterlegenen Gottheit wird von einer runden Scheibe mit Stacheln am Rand bedeckt, möglicherweise ersetzt. Mir sind nur zwei weitere Darstellungen dieses Gottes bekannt, beide Male gleichermaßen als Unterlegener im Zweikampf: ein Siegel in der Sammlung de Clercq¹ und eines aus Ḫa-

¹ De Clercq, Collection de Clercq, Catalogue ... I (1888) Taf. 19 Nr. 177; O. Weber, Alt-orientalische Siegelbilder. AO 17/18 (1920) Nr. 368.

fağa². Leider kann die Gestalt noch nicht benannt werden. Sicher handelt es sich nicht um den sog. sechslockigen Helden, wie S. 48 angegeben³, denn erstens stellen die beiden bezeichneten Kreise am Kopf keine Locken dar, sondern den zweigeteilten Haarknoten akkadischer Götter, und zweitens gehört der „sechslockige Held“ nicht zum Personal der Götterkämpfe. Eher mag die Gestalt in der stark akkadisierenden Kampfdarstellung auf einem altbabylonischen Terrakottarelieff weiterleben, das ebenfalls aus Khafajah (Mound D) stammt⁴: der Unterlegene hat zwar keinen scheibenförmigen Leib, aber ein kreisrundes, von 12 Zacken gerahmtes Gesicht, dessen Augen geschlossen sind und auf dessen Stirn sich eine Raute befindet, die gewöhnlich als Auge gedeutet wird.

Den wichtigsten Komplex der Späten Bronzezeit bilden Siegelabrollungen auf Tontafeln*. 76 der von W. Mayer publizierten Tafeln⁵ und einige Fragmente enthielten Abrollungen, aus denen 77 verschiedene Siegelbilder rekonstruiert werden konnten (Nr. 4559–4634). Die Tafeln, Privaturkunden, wurden in Wohnhäusern gefunden, die zur Siedlungsphase II-Mbq-4 gehören und an deren Ende durch eine gewalttätige Zerstörung zu Grunde gingen.

Durch die Abrollung des dynastischen Siegels der Herrscher von Emar (Nr. 4585) auf einer Tontafel (T25) sind die Archive an die emarotischen Tafeln syrischen Typs angebunden. Ausgehend von dieser Verbindung diskutiert P. Werner die Datierung der Texte aus Ekalte (S. 23f.) und kommt zu dem wahrscheinlichsten Zeitansatz für die Archive von ca. 1400 bis 1325 v. Chr.; das bedeutet, daß die Hethiter für die Zerstörung verantwortlich waren. So kann man sich gut vorstellen, wie die Einwohner von Emar es bei der Nachricht von den Verheerungen in Ekalte vorzogen, sich kampflös den Hethitern zu ergeben, wodurch für sie eine durchaus prosperierende Periode – die Zeit der syro-hethitischen Tontafeln – begann⁶.

Die Publikation der Siegelbilder versteht sich als reine „Materialvorlage“, die „stilgeschichtliche Untersuchung ... anderen Autoren vorbehalten“ sein läßt⁷ (S. 18). Der Katalog enthält zu jedem Siegelbild neben den Angaben zu Anbringung, Fundplatz und eventueller Beischrift eine Beschreibung und eine rekonstruierende Strichzeichnung. Auf den Tafeln sind die Abrollungen in meist vergrößerten Photographien, in gepünktelten Zeichnungen im Maßstab 1:1 und in ihrer Anbringung auf den Tontafeln wiedergegeben; die Anordnung folgt der Tafelnumerierung bei W. Mayer (Anm. 5).

Die Zeichnungen entsprechen weder in der Erfassung der Stile noch in der Genauigkeit der Wiedergabe von Realien (etwa ein Kreis für einen bikonischen Keulenkopf bei dem akkad. Siegel Nr. 4559, oder das Weglassen der Figur eines Krieger-Gottes bei Nr. 4587) den Standards, die wir von den Publikationen D. Steins und D. Beyers gewohnt

² H. Frankfort, *Stratified Cylinder Seals from the Diyala Region*. OIP 72 (1955) Nr. 403; hier sind die Beine nicht erkennbar.

³ Auch der zweite dort aufgeführte Beleg (Nr. 4535) stellt nicht dieses Wesen dar, sondern den Typus *Huwāwa*.

⁴ P. Thomsen, *AfO* 11 (1936/37) 265 Abb. 8; R. Opificius, *Das altbabylonische Terrakottarelieff* (1961) 136–138 Nr. 488 Taf. 13; P. Delougaz, *Old Babylonian Buildings in the Diyala Region*. OIP 98 (1990) 223. 225. 234 Taf. 62a.

⁵ W. Mayer, *Tall Munbāqa-Ekalte II. Die Texte*. WVDOG 102 (2001).

⁶ U. Seidl, *ZA* 94 (2004) 153 f.

⁷ Auch die Bildinhalte sind nicht behandelt, denn die „Ikonographie“ bezeichnete, unkommentierte thematische Gruppierung isolierter, unpräzise gezeichneter Einzelbilder (S. 45–61) trägt nichts zum Verständnis der Siegelbilder bei.

* Für Diskussion und Hinweise danke ich Adelheid Otto und Jean-Pierre Pätznick.

sind. Leider lassen die Photoabbildungen ebenfalls zu wünschen übrig: sie sind meistens ziemlich flau, und einige sind darüber hinaus mit Textbuchstaben überzogen (auf Taf. 11. 27. 46. 47). Irreführend sind gelegentlich auch die Beschreibungen, etwa wenn bei Siegeln in mitannischem Stil der dort typische Mantel als „Wulstsaummantel“ (Nr. 4580. 4584. 4590. 4601) oder die aufgebundenen Haarschöpfe als „typisch für Frauen“ (Nr. 4611) angesprochen werden.

Die Hauptmasse der Siegelbilder ist in „mitannischem Stil“ (= Gruppe E bei Beyer⁸) gearbeitet: Nr. 4561. 4562. 4564–4566. 4569. 4571–4573. 4580. 4582. 4584. 4585. 4587–4594. 4596–4608. 4611. 4612. 4613(?). 4615–4618. 4620–4626. 4631. 4634(?); die meisten davon gehören dem sog. *common style* an. Ein Siegel dieses Stils wurde auch zum Versiegeln einer Tür benutzt (Nr. 4527). Auf zahlreichen Tontafeln sind außerdem ältere Siegel abgerollt.

Das Siegel des Stadtgottes Baʿlaka (Nr. 4559) ist, wie R. Mayer-Opificius als erste erkannte, akkadzeitlich⁹. Es zeigt ein Symposion zweier Thronender mit zwei Nebenfiguren und zwei Emblemen, Keule und Sonnenzeichen. Dieses Siegel ist zur Hauptsache abgerollt auf Kaufurkunden von Immobilien, in denen Baʿlaka und die „Ältesten der Stadt“ als Verkäufer fungieren (T3–11. 47. 48. 61. 73. 74); außerdem auf Tafel 1 mit einem städtischen Beschluß und Tafel 79 mit der Androhung einer Geldbuße an den Gott und die Stadt.

In den meisten Fällen wird das Siegel des Gottes von ein oder zwei anderen Abrollungen begleitet, doch nur zweimal handelt es sich dabei um solche von mitannischen Siegeln (T8 mit Nr. 4603 und 4612; T48 mit Nr. 4561 und 4597), sonst aber um schon damals antike Stücke.

Am häufigsten vertreten ist ein klassisch altsyrisches Siegel (Nr. 4581 auf T3–5. 9. 10. 47; außerdem auf den privaten Urkunden T14. 16. 29. 50. 51). Seine Hauptszene läßt sich in Stil, Programm und Komposition der Stilgruppe 5b bei A. Otto¹⁰ zuordnen; einzelne Elemente, wie der geflügelte Greifenmensch¹¹ und die schreitenden Frauen der Nebenszene¹², verweisen auf ihre weiter gefaßte nordwestsyrische Gruppe 3. Dieses Jahrhundert alte Siegel ist durch Beischriften sowohl der Person Zimri-Dagan (T29) als auch den „Herren Brüdern“ (T20. 50. 51) zugewiesen.

Ungefähr gleich alt dürfte Nr. 4570 sein, ein klassisch altbabylonisches Siegelbild auf T61.

Etwas jünger sind zwei spätaltbabylonische Siegel (Nr. 4576 auf T1; Nr. 4563 auf T4). Das Siegel Nr. 4576 wird durch Beischrift auf T1 als Siegel der Väter¹³ bzw. der Ältesten¹⁴

⁸ D. Beyer, Emar IV. Les sceaux (Fribourg 2001) 196–247.

⁹ R. Mayer-Opificius, MDOG 118 (1986) 132–135; dies., UF 18 (1986) 237–240; sie rekonstruierte aus dem damals bekannten Ausschnitt auch die richtige Szene.

¹⁰ A. Otto, Die Entstehung und Entwicklung der klassisch-syrischen Glyptik. UAVA 8 (2000) 145–148 Taf. 30f.: Hauptszene mit drei stehenden Personen und durch Flechtband unterteilte Nebenszenen. R. Mayer-Opificius (MDOG 121 [1989] 79–84) datierte das Siegel in die mittelsyrische Periode, obwohl sie für die Komposition, die Stellung der Flügel des Greifenmenschen, die „drei Beterinnen“ der Nebenszene altsyrische Vergleiche heranzog, aber wegen der „hohen schlanken Gestalten und vor allem wegen des Vogelmenschen“ (dazu Anm. 11) und der Ähnlichkeit mit dem Idri-Siegel aus Alalah dürfte es ein wiederverwendetes altsyrisches Siegel sein.

¹¹ Vgl. Otto (Anm. 10) Nr. 212. 224. 282.

¹² Vgl. Otto (Anm. 10) Nr. 236. 300.

¹³ Mayer (Anm. 5) 74.

¹⁴ W. Sallaberger, UF 33 (2002) 497 Anm. 8.

bezeichnet; es ist außerdem auf zwei Tafeln ohne Abdruck des Baʿlaka-Siegels abgerollt (T53; T96¹⁵).

Das Siegel Nr. 4630, auf T6 und T7 abgerollt, fällt ganz aus dem Rahmen altorientalischer Siegel heraus. J.-P. Pätznick (Brief vom 5. 10. 2005) teilt mir dazu freundlicher Weise mit, daß er eine Zusammenstellung von nicht-bildlichen ägyptischen mit bildlichen nicht-ägyptischen Musterzeichen erkenne. Als ägyptische Hieroglyphen identifiziert er fünf Zeichen: prallgefüllter Sack, darüber liegend zwei halbe runde Brote, links und rechts je ein länglicher Sack. Er schlägt vor, diese Zeichen entweder als Namen einer Frau, „Sescheret“, oder als Titel, „Hüterin des Leinen“, zu lesen, und in der Besitzerin vielleicht eine in der Fremde lebende Ägypterin zu sehen.

Zwei Tontafeln, T62 und T80, weichen in Form, Formular und Handschrift von den übrigen des Corpus ab¹⁶; sie beurkunden ebenfalls Landkäufe von Baʿlaka und der Stadt Ekalte, sind aber im Unterschied zu den oben genannten nicht mit dem Siegel des Gottes (Nr. 4559) gesiegelt, dafür aber mit zahlreichen anderen, ausschließlich vormitannischen Siegeln.

Das Siegel Nr. 4595 ist beiden Tafeln gemeinsam: erhalten ist eine nach links stehende Gestalt, die mit der rechten Hand zwei gekreuzte Lanzen hält, vor ihr scheint eine ihr zugewandte Figur gestanden zu haben, hinter ihr befindet sich ein waagerechtes Flechtband, über dem noch die Reste eines Greifvogels erkennbar sind. Obwohl einfache und doppelte Lanzen innerhalb der altsyrischen Glyptik häufig gehalten werden, scheint bis jetzt nur ein anderes Beispiel von gekreuzten Lanzen bekannt geworden zu sein¹⁷. Stilistisch läßt sich das Siegel der Gruppe 3c von A. Otto¹⁸ zuweisen, die sie in der spät- bis nachklassischen Zeit der syrischen Glyptik ansetzt. Da das Siegel beiden Tafeln gemeinsam ist, kann man fragen, ob es vielleicht Vorläufer oder Ersatz von dem bekannten Baʿlaka Siegel (Nr. 4559) sei; ebenso gut könnte es aber auch einem der Zeugen eignen, die auf beiden Tafeln gleichermaßen genannt sind.

Auf der Tontafel T80 sind außerdem zwei klassisch altbabylonische (Nr. 4567. 4574), ein spätaltbabylonisches (Nr. 4575) und ein altsyrisches Siegel (Nr. 4584a) abgerollt. Auf Tafel T62 wird das klassisch altsyrische Siegel Nr. 4595 von einem weiteren altsyrischen (Nr. 4579), einem altkyprischen¹⁹ (Nr. 4614) und drei spätaltbabylonischen (Nr. 4560. 4577. 4578) begleitet, von denen Nr. 4560 durch Beischrift auf Tafel T70 (ohne weitere Siegelabrollungen) dem „König Jaḥši-Baʿla“ eignet.

Auch auf einigen gewöhnlichen Tafeln und Fragmenten sind vormitannische, meist altsyrische Siegel abgerollt.

Nr. 4619 (T2): mindestens vier senkrechte Spalten, gefüllt mit Flechtband(?) – Menschenköpfen – Wirbelband – Skorpion, fügt sich in die Gruppe 1c bei A. Otto ein²⁰.

Nr. 4568 (T13a): Einführung eines Beters durch Usmū zu Ea, geflügelte Göttin und aufgerichteter Löwendrache, dürfte zu A. Ottos Siegelgruppe 4 gehören²¹.

¹⁵ = E. Frahm, UF 31 (1999) 175–185; eine gute Umzeichnung durch N. Wrede befindet sich hier auf S. 183.

¹⁶ Mayer (Anm. 5) 25. 35f. 129.

¹⁷ P. Amiet, Ras Shamra–Ougarit IX (1992) Nr. 37; in der Hand eines Wettergottes (gewöhnlich hält der syr. Wettergott zwei kürzere Waffen).

¹⁸ Otto (Anm. 10) 129–131 Taf. 19–21.

¹⁹ Vgl. S. Mazzoni, in: Fs. E. Porada (1986) 174f. Gruppe F (16./15. Jh) Taf. 32 Ill. 16–20: kyprisch mit weiter Verbreitung in Syrien.

²⁰ Otto (Anm. 10) 113–115 Taf. 4. 5.

²¹ Otto (Anm. 10) 133–142 Taf. 24–28.

Bei der sehr fragmentarischen Abrollung Nr. 4586 (T33) erinnern die gezackten senkrechten Säume einer Figur an Entsprechendes in einer syro-anatolischen Gruppe altbabylonischer Zeit, die S. Mazzoni zusammengestellt hat²².

Nr. 4583 (T65, mit mitannischem Siegel Nr. 4612 vergesellschaftet): die geringen Spuren weisen in die Zeit von Alalāḫ VII, denn bei der mittleren Gestalt einer Dreifigurengruppe ist der doppelte Wulstsaum auf der Brust erhalten, wie er von der sog. syrischen Göttin getragen wird²³.

Nr. 4628 (T17): Schachbrettmuster, dessen Felder aus parallelen, gegeneinander versetzten Strichen bestehen, möglicherweise eine Schilfmatte wiedergebend²⁴. Das Muster begegnet als Nebenmotiv auf einigen klassisch altsyrischen Siegeln²⁵.

Von den 71 erkennbaren Siegelbildern²⁶ sind 50 im mitanischen Stil und 21 in verschiedenen älteren Stilen gearbeitet: akkadzeitlich (Nr. 4559), klassisch altsyrisch (Nr. 4568. 4581. 4595. 4619. 4628), spätaltsyrisch (Nr. 4579. 4583. 4584a. 4586), klassisch altbabylonisch (4567. 4570. 4574), spätaltbabylonisch (Nr. 4560. 4563. 4575. 4576. 4577. 4578), altkyprisch (Nr. 4614) und ägyptisch-levantinisch (Nr. 4630). Die Verwendung dieser älteren Siegel ist sowohl unmittelbar (auf T8; T48; T65) als auch mittelbar über Personennamen so eng mit den mitanischen Siegeln verknüpft, daß sie nicht zu einer Datierung der Tontafeln in ältere Zeit benutzt werden können.

Die meisten der ‚antiken‘ Siegel sind auf den Tafeln abgerollt, die den Verkauf von Immobilien durch den Tempel und die Stadt beurkunden, sie wurden also von herausragenden Institutionen und den diesen nahestehenden Personen benutzt. Ein ähnliches Bild bietet sich bei den Tafeln syrischen Typs aus Emar; auch hier häufen sich Abrollungen altbabylonischer Siegel auf den Tafeln, die außerdem mit dem „Siegel des Gottes Ninurta“ (E1 a. b) und/oder dem „dynastischen Siegel“ (E2 a–d) gesiegelt sind²⁷, während Siegelbilder im reinen „common style“ meist nicht von den offiziellen Siegeln begleitet sind²⁸. Die massive Verwendung alter Siegel, bevorzugt von den Herrschern hat D. Collon auch in Alalāḫ der Schicht IV beobachtet²⁹.

Die wenigsten Stücke dürften echte Erbstücke gewesen sein. Was aber bewog die Elite der Gemeinwesen nach der Mitte des II. Jahrtausends, alte Siegel den zeitgenössischen Produkten vorzuziehen? War es die Aura des Alten an sich? Klammerte man sich an eine scheinbar sicherere Vergangenheit? Sollte eine weit zurückreichende Ahnenreihe belegt werden? Interessierten bestimmte Bilder aus alter Zeit? War es die Wertschätzung des Materials – harte Steine im Unterschied zur billigen Fritte der meisten zeitgenössischen Siegel? Jedenfalls scheinen die alten Siegel Institutionen und Privatpersonen Prestige verliehen zu haben.

²² S. Mazzoni, *Annali (Neapel)* 35 (1975) 1–43.

²³ D. Collon, *The Seal Impressions from Tell Atchana* (1975) 180f. Taf. XVf.

²⁴ Vgl. R. J. Matthews, *Iraq* 53 (1991) 9 Abb. 7,2.

²⁵ Otto (Anm. 10) 269; Nr. 4. 5. 48.

²⁶ Von sechs Siegeln sind zu geringe Ausschnitte abgerollt, um sie einordnen zu können (Nr. 4609. 4610. 4627. 4629. 4632. 4633).

²⁷ Beyer (Anm. 8) Tafel Nr. 144 mit D5; Nr. 148 mit D11, D33; Nr. 150 mit D4, D8, D17, D30, D37, D38, D44; Nr. 152 mit D10; Nr. 156 mit D20; Nr. 159 mit D14; Nr. 252 mit D34; ME 4 mit D2, D3, D18, D19, D24, D32, D36; ME 6 mit D9, D15, D17, D22, D27; ME 39 mit D21; ME 59 mit D6, D 12.

²⁸ Beyer (Anm. 8) Tafel Nr. 15 mit E66; Nr. 111 mit E64, E65, E68; ME 51 mit E15, E67.

²⁹ Collon (Anm. 23) 98–138. 165–176; bes. 165f.

Originale Siegel (Nr. 4534–4537) und gesiegelte Gefäßverschlüsse (Nr. 4538–4546) aus der jüngeren Siedlung (II Mbq-3), die über der Zerstörungsschicht von Phase 4 angelegt wurde, belegen, daß weiterhin mit Siegeln in „mitannischem“ Stil gesiegelt wurde. Ähnlich verhält es sich in Emar, wo auf den jüngeren, den syro-hethitischen Tontafeln „mitannische“ Siegel abgerollt sind, vergesellschaftet mit syro-hethitischen Siegelbildern³⁰. Durch diese Parallelität wird der von P. Werner bevorzugte Zeitansatz gestützt.

Die Siegel aus Munbāqa bilden einen wichtigen Beitrag zur Erfassung der Kultur Syriens im zweiten Jahrtausend.

URSULA SEIDL – München

MICHAEL P. STRECK (Hrsg.): Sprachen des alten Orients. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2005. 184 S. 22,5 × 15 cm. ISBN 3-534-17996-X. Preis: € 34,90.

This volume contains concise grammatical sketches of seven languages of the Ancient Near East. However, the title should more accurately have been Keilschriftsprachen des alten Orients, as the benchmark for inclusion is not primarily chronology or geography, but the choice of script: the use of Mesopotamian cuneiform (so no Ugaritic, for instance, or Old Persian). The volume contains three longer articles (35–45 pp.), on Sumerian (G. Zólyomi), Old Babylonian Akkadian (M. P. Streck), and Hittite (E. Rieken), two shorter treatments (25 pp.), of Elamite (M. Krebernik), and of Hurrian and Urartian (J. Hazenbos), and a few pages on Hattic (J. Klinger).

The editor's introduction warns that the volume is not intended as a textbook, but rather that the ideal reader should already have knowledge of at least one of the treated languages. This is not an empty threat, since while the article on Sumerian (and to some extent also Hurrian and Urartian) consistently uses morpheme-by-morpheme glosses, the major articles on Akkadian and Hittite contain whole sentences (sometimes quite long) which are translated but not glossed at all, thus rendering them in part unapproachable to those without prior knowledge of the language. This is a pity, since it would not have required much additional effort to ensure that all the articles followed the morphemic glossing, which has become the standard in linguistic expositions, and which is followed quite consistently, e.g. in the recent Cambridge Encyclopedia of the World's Ancient Languages.

Naturally, the concise treatments make it necessary for judicious judgements to be made on what to include, and the choice generally tends to fall in favour of morphology rather than syntax. The Sumerian article understandably concentrates wholly on morphology, and so do the articles on the lesser known languages. The treatment of Akkadian syntax concentrates mostly on the functions of the three tenses. Only Hittite syntax receives a more thorough treatment.

³⁰ Z. B. Beyer (Anm. 8) Tafel Nr. 70 mit E44; Nr. 83 mit E51; Nr. 115 mit E75; Nr. 120 mit E13; Nr. 127 mit E5, E52, E63, E69; Nr. 181 mit E49; Nr. 213 mit E8, E59, E60; Nr. 214 mit E43a, E48; ME 20 mit E27, E55; ME 34 mit E23, E54, E54; ME 76 mit E61. Ausgenommen sind das Siegel Ninurtas (E1a. b) und das dynastische Siegel (E2a–d), die nie auf einer syro-hethitischen Tafel abgerollt sind; zur zeitlichen Scheidung der syrischen und syro-hethitischen Tontafeln siehe Seidl, Anm. 6.

While the advanced presentation naturally limits the potential audience, what the reader will find here is a useful reference tool: concise and reliable overviews of the important points of grammar, rich in tables and paradigms, with up-to-date and fairly extensive references to modern literature, and acknowledgement of differing opinions where points of grammar are discussed on which there is no consensus. A welcome addition to the “standard” areas of descriptions is the section ‘kleine Geschichte des akkadischen Wortschatzes’, with a brief survey of Akkadian loanwords from and in other languages.

GUY DEUTSCHER – Leiden

FANSA, MAMOUN und STEFAN BURMEISTER (Hg.): Rad und Wagen. Der Ursprung einer Innovation. Wagen im Vorderen Orient und Europa. (Beiheft der Archäologischen Mitteilungen aus Nordwestdeutschland 40). Mainz: Philipp von Zabern, 2004. 531 S. mit 442 Abb. u. 7 Tab. ISBN 3-8053-3322-6. Preis: € 49,90

Diese Publikation ist anlässlich einer Ausstellung erschienen, die, angeregt durch die zahlreichen Funde hölzerner Wagenteile aus den Mooren des Weser-Ems-Gebiets, im Landesmuseum für Natur und Mensch in Oldenburg organisiert wurde. In 38 Beiträgen – Übersichtsartikeln, Fallstudien und problemorientierten Aufsätzen – wird verschiedenen Aspekten von Rad und Wagen in den Gebieten zwischen Atlantik und Pazifik im Zeitraum vom IV. Jt. bis zum Ende des II. Jts. nachgegangen.

Hauptanliegen ist besonders die Beantwortung zweier Fragen. 1. Wann und wo wurde der von Tieren gezogene Wagen erfunden? 2. Welche Beziehungen gibt es zwischen den von Pferden gezogenen Streitwagen des II. Jts. und den Indogermanen/Indoariern?

1. Zum Zeitpunkt des Aufkommens von Wagen mit Zugtieren herrscht Einigkeit: Mitte des IV. Jts. Zum Ort divergieren die Ansichten, drei werden vorgetragen. M. Fansa tritt für polyzentrische Entstehung in Europa und Vorderasien ein. A. Sherratt schlägt für den Platz der Erfindung den Raum vor, der Nordmesopotamien, Ostanatolien und Transkaukasus umfaßt, für die Ausbreitung den Weg über Anatolien, Schwarzmeerküste und Donau nach Europa und von dort über die nordpontischen Steppen zum Nordkaukasus. J. Maran erwägt eine Entstehung im nordwestlichen Schwarzmeergebiet (Tripol’e-Kultur) und von dort die Verbreitung einerseits westlich nach Europa, andererseits östlich zum Kaukasus (Majkop Kultur) und von dort nach Mesopotamien.

2. P. Raulwing dröselte das Geflecht auf, das sich aus unangemessenen soziologischen Begriffen, wilden Etymologien und lückenhaften historischen Nachrichten um den Komplex Indogermanen/Indoarier zusammen mit den mit Pferden bespannten Streitwagen des II. Jts. gebildet hat. Um zu Lösungen zu gelangen, plädiert er für unvoreingenommene, neue Untersuchungen der relevanten Begriffe.

U. SEIDL – München